



Dreißigster Jahrgang.

17.

Donnerstag, am 23. April 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Romeo und Julie.

Erzählung von Carl Braasch.

I.

Romeo.

„Unser Romeo ist also mit Fräulein Ernestine durchgegangen?“ rief der zweite Liebhaber dem Director der Truppe zu.

„Leider, leider! O meine Nichte! Sie schien so fromm, so gut, — ich glaubte sie so leicht vor dem gewöhnlichen Leben unserer Theaterprinzessinnen bewahren zu können, und nun vernichtet sie durch diesen Streich alle meine Hoffnungen, den Lohn meiner Mühe, Alles!“

Dieser Monolog des Directors wurde durch den zweiten Liebhaber unterbrochen: „Wie soll es aber heute Abend werden? Die Zettel sind gedruckt und in T. schon angeklebt. Das Stück wird erwartet, wie gedenken Sie die Lücke auszufüllen?“

Durch diese Fragen wurde der Director aus seinen traurigen Betrachtungen gerissen und mit seiner ganzen Energie der Gegenwart wiedergegeben. „Es ist wahr, wer soll den Romeo geben?“

„Es ist noch Mancher, der den Romeo eben so gut, vielleicht noch besser giebt, als der Herr Gottweishoher!“

„Sie sicher nicht! Denken Sie an Ihren Hamlet, wo das Publikum im dritten Acte, als die Königin sagte: „Halt inne!“ wie aus einem Munde rief: Ja, halt inne für immer!“

Der zweite Liebhaber drehte sich auf dem Absatze herum und ging langsam fort, indem er sich von Zeit zu Zeit umblickte, um dem Director sein verächtliches Lächeln zu zeigen, gerade wie er es als Held dem Tyrannen gegenüber machte.

Diese Scene ereignete sich vor der Thüre eines Wirthshauses in einem bairischen, nicht weit von der böhmischen Grenze gelegenen Dorfe. Die Truppe hatte am vorigen Abende hier Halt gemacht, um am folgenden Tage mit vollem Pompe in das nahe T. einzuziehen zu können. Die Entwichenen hatten den günstigsten Zeitpunkt zur

Flucht gewählt, denn mehre Grenzen waren bald zu erreichen, und diese Gegend war von der Hauptstraße ziemlich entfernt, so daß sie, ohne Jemandem begegnet zu sein, weit weg sein konnten. Weil der Director wußte, daß sein Nachsehen vergeblich sein würde, unterließ er jede Verfolgung, obgleich der doppelte Verlust ihm schwer zu Herzen ging. Seine Nichte war die Primadonna, wozu er sie während der sechs Monate, daß sie bei ihm verweilte, ausgebildet hatte, und der Romeo, der erst seit vier Wochen bei ihm sich aufhielt, war ihm besonders theuer, weil er keinen Anspruch auf Gage machte. Jetzt mußte er erst die Lücke für den Abend ausfüllen, und mit großen Schritten durchmaß er den Raum zwischen seinen beiden Wagen. Plötzlich blieb er stehen, schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, und rief im schmerzlichsten Tone: „O Romeo!“

„Warum bist Du Romeo!“ rief ebenso eine Stimme hinter ihm. Wie elektrisirt sprang er in die Höhe und sah sich um. Er erblickte einen jungen Mann von ungefähr fünf und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren, der eine Jagdtasche über die Schulter hängen hatte und, auf seinen Knotenstock gelehnt, in der Thüre des Wirthshauses stand. Man sah, er reisete zu Fuß, aber seine ganze Haltung, sein Gesicht, das ein hübscher brauner Schnurrbart zierte, und selbst seine feine Kleidung zeigten, daß er den höhern Ständen angehörte.

„Ah!“ rief der Director freudig erstaunt, doch sich schnell sammelnd fuhr er fort: „Sie entschuldigen meine Kühnheit, wenn ich frage, Sie sind wohl von unserm Fach, ein Künstler —“

„Nein,“ unterbrach ihn der Fremde, „ich hörte Sie so eben deklamiren und fügte nur das Fehlende hinzu.“

„Aber Sie kennen doch das Stück, das mich fast zur Verzweiflung bringt, weil mir der Romeo darin fehlt. Denken Sie sich, in welcher unglücklichen Lage ich mich befinde.“ — Und er erzählte, was sich ereignet hatte. Am Schlusse fügte er hinzu: „Sie wären ein Romeo, gegen den der vorige eine Marionette schiene, solche Figur, solche Haltung, solche Stimme — — Ich sehe Sie lächeln, nicht wahr, Sie sind so gütig, da Sie das Stück kennen, mir aus der Noth zu helfen?“

Der Fremde wußte nicht, was er sagen sollte, die Neuheit des Antrages war zu schlagend, als daß sie nicht in Jemandem, der sich zum Romantischen hinneigt, ein Gefühl dafür erwecken sollte. Der Director erkannte wohl, daß er jetzt einen Vortheil erlangt habe, den er verfolgen mußte. Er stellte deshalb dem Fremden vor, daß Niemand ihn kennen würde, daß die Stadt von jeder Hauptstraße entfernt liege, und was er sonst noch wußte, um etwaigen Einwendungen im Voraus zu begegnen. Eine nochmalige Vorstellung seiner großen Verlegenheit besiegte die Unentschlossenheit des Unbekannten, und lachend willigte dieser ein, an dem Abende, jedoch nur für das eine Mal zu spielen.

„Aber,“ sagte der Director demüthig, „wie soll ich Sie nennen? Unser voriger Romeo wurde Herr Bruno genannt.“

„Nennen Sie mich meinetwegen Bruno oder Buffalmacco, das ist mir gleich.“

Bei diesen Worten strahlte das Gesicht des Directors vor Freude und er rief begeistert: „O il divino decamerone! Sie kennen Boccaccio, o so kennen Sie Menschen, so werden Sie auch gut spielen! Doch,“ fuhr er fort, indem er wieder in einem ruhigen Tone sprach, „Bruno steht auf dem Zettel, so können Sie den Namen auch gleich behalten.“

In das Haus laufen und dem Fremden die ziemlich beschmutzte und inwendig mit vielen Streifen geschmückte Rolle überreichen, war das Werk eines Augenblickes.

„Sie haben aber wohl noch nie vor den Lampen gestanden? Verlieren Sie nur ja den Muth nicht in dem entscheidenden Momente!“ sagte der Director.

„Ich habe schon in französischen Comödien, die wir vor einem geschlossenen Zirkel aufführten, mitgespielt, befürchten Sie daher kein Coulissenfieber; und außerdem habe ich dieses Stück auch einmal à la Tieck vorgelesen,“ entgegnete der Romeo.

„So hat Sie wirklich ein günstiger Stern in dies Haus geführt! Doch wollen Sie jetzt an unserer Probe Theil nehmen?“

„Erst muß ich wohl noch ein Stündchen me-

moriren, denn die Rolle kennen, heißt noch nicht sie können!"

Der Director verbeugte sich und der Fremde ging ins Haus. An der Thüre empfing ihn die Julie, eine niedliche und auch, was bei den jetzigen umherziehenden Truppen selten ist, tüchtige Schauspielerin. Der zweite Liebhaber, den die Neugierde wieder herausgelockt hatte, sah ihm drohend nach, und als er gar jene Beiden im freundlichen Gespräche bemerkte, war er vor Wuth außer sich, denn er machte der Julie vergeblich den Hof, und brummte, doch so, daß Niemand es hörte, dem Osmin nach: "Solche hergelauf'ne Laffen."

2.

Der Director.

Um zwei Uhr Nachmittags hatte sich die Truppe zum pomphaften Einzuge zurecht gemacht, und der Fremde, der natürlich daran nicht Theil nahm, fragte den Director, in welchem Gasthose er mit ihm zusammentreffen sollte.

"Im Kaiser von Rußland," war die Antwort, "einem vortrefflichen Wirthshause, das seinem Namen gar nicht entspricht. Sie können's leicht finden, es stoßen große Niederlagen daran, die aber nicht am Kaukasus sind."

Romeo fand sich dort mit der Truppe wieder zusammen, und Alle begaben sich in das gegenüberliegende Theatergebäude, das schon durch den sogenannten Theatermeister, der zugleich als Requisiteur, Maler, Lampenanzünder ic. agirte, seit zwei Tagen in Ordnung gebracht war. Die Kasse wurde geöffnet und das Haus füllte sich ziemlich, denn der Herausgeber des Wochenblattes hatte für ein Duzend Freibillets (es war ein genügsamer Mann) schon acht Tage vorher in die Lobposaune geblasen und den Director Willé in Rücksicht auf die Leitung des Theaters neben Schröder und Göthe gestellt. Der Director war sehr vergnügt über die gefüllten Ränge, und kam zum Romeo, der auf einem Stuhle hinter den Coulissen saß, und rief: "Wie voll das Haus ist! Das thut doch nur mein Name!"

"Oder der Shakespeare's."

"Nicht doch. Shakespeare steht in schlechter Ortlepp'scher oder guter Schlegel-Lieck'scher Uebersetzung im Schranke, aber wer kennt ihn? Er ist so gefürchtet, als berühmt, denn das verweichlichte Publikum kann die reine Natur in ihm nicht vertragen. Mein, hier thut mein Name etwas, weil man theilweise meinen Lebenslauf kennt."

"Ist der so merkwürdig?" fragte Romeo.

"Es ist Alles in Ordnung und wir haben noch mehr als eine halbe Stunde bis zum Beginne, ich kann Ihnen daher noch meine Geschichte kurz erzählen. Meine Eltern waren früh gestorben und meine Schwester und ich standen ganz allein in der Welt. Ich war sechszehn Jahre alt und trat durch Vermittelung unsers wackern Predigers ins Schullehrerseminar zu K. Meine Schwester wurde von Verwandten angenommen, verheirathete sich später, und ich nahm vor ungefähr einem halben Jahre nach ihrem und ihres Mannes Tode ihre Tochter zu mir, die jetzt mich leider heimlich verlassen hat. — In dem Seminare rückte ich in meinen Kenntnissen gar nicht, in meiner Stellung langsam fort, und da ich nicht ohne Beschäftigung sein konnte und die Musik leidenschaftlich liebte, nahm ich noch Unterricht im Geigenspiele bei einem alten Italiener, der als Musiklehrer in N. lebte. Dieser gewann mich bald, da ich Fortschritte machte, lieb, und öffnete mir eine neue Welt, indem er mich mit den Schätzen der italienischen Literatur bekannt machte. Jetzt trieb ich Musik und Sprachen unausgesezt, aber je mehr ich lernte, desto unerträglicher wurde mir das Seminarleben. Unser Director, ein Theologe, auf den, Gott weiß wie das zugegangen, denn er besaß durchaus keine Kenntnisse, alle nur möglichen geistlichen Würden geregnet waren, schwachte in den Seminarstunden fast nichts als dummes Zeug, und war dann noch so arrogant, uns diesen Wahnsinn als Nichtschmerz zu empfehlen. Dabei war fast nur von biblischer Geschichte, mit der wir auch die Schüler halb todt füttern mußten, die Rede, und von den übrigen Unterrichtszweigen, die doch wirklich nothwendiger sind, wurde nur selten und dann oberflächlich oder unsinnig gesprochen."

„Das ist wieder ein Beweis, wie nachtheilig es ist, daß die Schule unter der Kirche steht. So bleiben die Lehrer ja unwissend.“

„Damit die Lehrer unwissender als die Prediger bleiben und diese jenen ihren geistlichen Stolz fühlen lassen können.“

„Aber wie konnten Sie Achtung vor einem solchen Director haben?“

„Achtung hatte auch Niemand, aber Furcht, denn er war gegen uns entsetzlich grob, gegen Höherstehende natürlich kriechend, zeigte uns niemals ein freundliches Gesicht und wußte sich ein Ansehen zu geben, als ob er Alles verstünde, was den Schwächern imponiren mußte.“

„Wie viel besser wäre es, wenn ein Philologe, der bei jedem Schritte fühlen muß, daß alles Wissen Stückwerk ist, oder ein Mann, der das Unterrichtswesen, wenn auch nicht auf einer Universität, aus dem Grunde studirt hat, an der Spitze einer solchen Anstalt stände.“

„Daher kommt es auch, daß die Lehrer mit ihrer noch nicht einmal einseitigen Bildung in jeder Gesellschaft lächerlich werden und den Studierenden gegenüber sich immer linksich benehmen.“

„Ja, dies ist ein Beleg zu den vielen andern, die ich Ihnen der kurzen Zeit wegen nicht mittheilen kann, daß das Streben unserer Tage, die Schule von der Kirche zu emancipiren, ein edles, ein nothwendiges ist.“

„Ich weiß zwar nicht, wie's jetzt damit steht, aber ich glaube, es hat lange Zeit, ehe diese Wünsche verwirklicht werden, denn eher läßt sich Herkules seine Keule entwenden, als ein Priester seine Herrschaft. Doch hören Sie weiter. Vielmal waren mir vom Director Grobheiten gesagt, und ich hatte sie ertragen, wie meine Collegen, aber einst schalt er mich „dummer Junge“; wir waren allein und mein Born überwältigte mich, ich konnte mich nicht halten, ich stürzte auf ihn zu und schlug ihn dermaßen ins Gesicht, daß er taumelte. Ich verließ das Seminar augenblicklich, ohne einen Grund anzugeben, und er hat auch nie ein Wort davon gesagt. Ich kam hier in die Stadt zum Stadtmusikanten, wo ich alle Instrumente, wenn auch nicht gerade spielen, doch genau kennen lernte. Als aber vor zwanzig Jahren diese Truppe zuerst hierher kam, wurde ich

von dem damaligen Director als Kapellmeister engagirt. Einige Jahre später machte derselbe Banferott und ich, da ich sparsam gelebt hatte, kaufte das Inventar und nahm das Theater unter meine Leitung. Nun bin ich hier noch bekannt, obgleich ich nach der Mode, wie viele mit echtdeutschen Namen, meinen Namen Willeche zu Willé umfranzösiert habe, und so ziehe ich noch Manchen ins Haus.“

3.

Die Aufführung.

Alles ging trefflich von Statten, Bravos über Bravos regneten auf Romeo, worüber Tybalt (der zweite Liebhaber) in nicht geringe Wuth gerieth und sich vornahm, beim Gesecht im dritten Acte jenen in den Schatten zu stellen. Der dritte Act kam, und als Tybalt mit riesengroßen Schritten austrat und Benvolio sagte: „Da kommt der grimme Tybalt wieder her!“ brach ein allgemeines Gelächter los, das sich erst wieder legte, als das Gesecht anging, in welchem Beide sich als famose Fechter bewiesen. Tybalt fiel zur Freude des Publikums, und hatte den Verdruß, seine Hoffnungen nicht verwirklicht haben zu können. Im fünften Acte, als Balthasar austrat, versärbte sich Romeo; er wurde todtenbleich, während jener sprach (und das wahrte ziemlich lange, da sich derselbe die Götische Erzählung vom Begräbnisse der Julie nicht hatte nehmen lassen), die Augen waren starr auf einen Punkt geheftet, die Haare richteten sich ihm zu Berge, er fing an zu zittern und mußte sich an der Coulisse halten. Todtenstille herrschte im ganzen Hause, selbst der Director und der grimme Tybalt standen wie versteinert über solch ein Spiel. Jetzt raffte sich Romeo zusammen, man sah, daß es ihm Mühe machte, sich zu sammeln, und als er endlich mit entschlossenem Gesichte ausrief: „Ist es denn so? Ich biet' euch Trost ihr Sterne!“ brach der Beifallsturm los, in den auch ein Herr und eine Dame, die während des vierten Actes in die Loge getreten waren, und auf die Romeo währ-

rend der ganzen Scene hingesehen hatte, einstimmen.

Nach Beendigung des Stückes wurde Romeo und Julie gerufen. Im Triumphe ging's hinüber nach dem Wirthshause, wo ein gutes Abendessen den frohen Tag beschließen sollte. Die Gesellschaft hatte sich noch nicht zu Tische begeben, als ein Kellner eintrat und sich nach Herrn Bruno erkundigte. Dieser repräsentirte sich ihm und fragte, was er wünschte.

„Sie möchten mir augenblicklich in den „Wiener Hof“ folgen. Es ist dort Jemand, der Sie zu sprechen wünscht.“

„Ich kenne hier Niemand,“ war die Antwort, „und werde nicht kommen.“ — Sollten die mich zu sprechen wünschen? dachte er; wie mögen sie auch in dies entlegene Städtchen gekommen sein; ich kann sie unmöglich sehen. — „Hören Sie,“ sagte er nochmals laut, „ich werde nicht kommen.“

„Wenn Sie nicht gutwillig kommen wollten, so hat mir der Herr aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß die Polizei schon die nöthigen Befehle hätte.“

„Was?! Mir mit Polizei drohen?“ rief Romeo, wüthend auf den Kellner zugehend.

„Mein Herr, ich bin nur Bote,“ sagte dieser, indem er auswich.

„Es ist recht! Meine werthe Gesellschaft, ich gehe, um den Herrn hierher zu holen, damit er in Ihrem Beisein bekennt, daß es ein Irrthum ist, der ihn veranlaßt hat, gegen mich von Polizei zu reden.“

Als Romeo mit dem Kellner aus der Thüre war, hob Tybalt triumphirend den Kopf in die Höhe und sagte: „Also ein Bagabunde, den die Polizei verfolgt?“ Es erhob sich allgemeiner Widerspruch, und namentlich die Julie bekämpfte die Behauptung so, daß er im wörtlichsten Sinne das Feld räumen mußte. Indem er, um den fliegenden Schuhen auszuweichen, aus der Thüre retirirte, rief er noch einmal: „Er ist ein Bagabunde!“

„Wer ist der Bagabunde? wenn ich fragen darf,“ rief eine Stimme von der Treppe her, die dem alten Herrn angehörte, der im vierten Acte in die Loge getreten war, „doch nicht der Romeo?“

Tybalt, froh, Jemanden gefunden zu haben, der mit ihm in der Meinung über den Pseudo-Bruno zu sympathisiren schien, antwortete schnell: „Derselbe!“

Der Alte nöthigte ihn, in einem Gastzimmer eine Flasche Champagner mit ihm zu theilen, und ersuchte ihn zugleich, ihm etwas Näheres über Romeo zu sagen.

Das Wenige, was Tybalt wußte, war nach seiner Meinung keine halbe Flasche Champagner werth, und um sie nun wirklich zu verdienen, setzte er hinzu und entstellte namentlich das Letztere so, daß seine Behauptung wirklich dadurch argumentirt wurde.

Der Alte dankte und ging hierauf auf sein Zimmer, wo ihn seine Enkelin, die oben erwähnte junge Dame, erwartete.

„Nun, was weißt Du von ihm?“ rief sie ihm ungeduldig entgegen.

„Wir Alten sollen niemals Recht haben, aber es ist doch, wie ich gesagt habe. Ein Bagabunde ist es, dem von der Polizei nachgespürt ist. Ich hab's gleich gedacht, meine Meinung auch geäußert, aber Ihr jungen Leute glaubt Alles, was Euch vorgeschwätzt wird. Was stand doch auf der Karte, die er uns auf der Hoftrappe gab?“

„Leutnant von Holda.“

„Nicht wahr? Ein wunderschöner Name, und noch dazu adelig, Leutnant, und Gott weiß, was sonst noch. Und wie hieß er heute? Herr Bruno. Was war er heute? Ein Schauspieler bei einer wandernden Truppe. Was folgt daraus? Daß er ein Betrüger, ein Landstreicher ist. Jetzt hat ihn die Polizei abholen lassen, und wer weiß, um welches Verbrechens willen!“

„Das Ganze kann ein Irrthum sein, Großväterchen, dieser Schauspieler kann ihm ähnlich sehen. Das Lampenlicht täuscht.“

„Er war ohne Schminke, wir sahen ihn ja ganz deutlich, und dann, erkannte er uns nicht? He?! Sah er nicht zu uns herauf, und erschraf er nicht, als er uns erblickte?“

„Du legst Alles anders aus, das war sein Spiel!“

„Ja Spiel! Spielen kann er, und ich glaube, er hat schon gar zu viel mit uns gespielt.“

„Großväterchen!“

„Nun, Du bleibst während dieses Herbstes bei Deinem Onkel, dem Pastor (ich komme auch auf einige Wochen wieder), und ich denke, das Landleben vertreibt Dir alle Grillen.“

Ein Kellner trat ein und meldete, daß die Passagiere jetzt in den Postwagen stiegen. Beide beeilten sich auch, hinunter zu gehen, und in wenigen Minuten führten sie die raschen Postpferde auf der Straße nach Hof von dem Orte weg, wo Jemand zurückblieb, der viel darum gegeben hätte, sie gerade an diesem Abende noch einmal zu sprechen.

4.

Der Irrthum.

Im „Wiener Hofe“ war spät am Nachmittage desselben Tages der Kaufmann Derber angekommen, und das Erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Theaterzettel. Er las denselben und rief: „Ha, Bruno! Jetzt hab' ich den Teufelsjungen, nun entgeht er mir nicht.“ Er eilte augenblicklich zur Polizei und bat dort um Beistand, wenn es ihm nicht auf gütlichem Wege gelingen sollte, seinen Sohn, der sich wider seinen Willen bei den Comödianten aufhalte, wieder zu bekommen. Nachdem ihm diese zugesichert war, ging er nach dem Theater. Hier wurde er mit seinem Antrage, Herrn Bruno sprechen zu wollen, abgewiesen, weil das Stück schon angegangen war. Da er kein großer Verehrer der dramatischen Kunst war, es auch nicht, wie Manche derselben Art, scheinen wollte, schickte er einen Kellner hin, um den Romeo zu beobachten und ihn nach Beendigung der Vorstellung zu ihm zu bescheiden.

Der Abgesandte trat jetzt eben wieder ein und meldete, Herr Bruno folge ihm auf dem Fuße.

„Nur herein, mein Söhnchen. Du kommst zwar wie der verlorene Sohn, schadet aber nichts, komm nur, komm nur herein!“

„Mein Herr, Sie sind gewiß in einem Irrthume,“ antwortete der indes eingetretene Romeo.

Bei dieser ihm fremden Stimme fuhr Derber auf, erschreckt, einen Unbekannten vor sich zu se-

hen, und stammelte: „Vergebung! Sie sind nicht mein Sohn, ich irrte — —“

„Wie konnten Sie es aber wagen, wenn Sie Ihrer Sache nicht gewisser waren, mir gleich einem Diebe eine Polizeiescorte anbieten zu lassen? Augenblicklich werden Sie mich begleiten und Ihren Irrthum vor der ganzen Gesellschaft bekennen, vor der mir Ihr Vöte meine Ehre genommen hat.“

Es lag so viel Wahrheit in diesen Worten, daß Derber nicht umhin konnte, dem Romeo zu gehorchen, der so lange, obgleich er vor innerer Aufregung glühte, still da stand, bis der Kaufmann bereit war. Dann sagte er: „Folgen Sie mir!“

Schweigend gingen sie durch die verlassenenen Straßen bis zum „russischen Kaiser“. Romeo hörte in seiner Bewegung nicht einmal den halb unterdrückten Schrei, der aus einem Wagen kam, der gerade von dem Wirthshause abfuhr, als er unter die große Laterne trat, die vor demselben hing. Im Gastzimmer, wo die ganze Gesellschaft versammelt war, angekommen, wandte er sich gegen seinen Begleiter und sagte: „Reden Sie!“

Derber erklärte mit kurzen Worten seinen Irrthum und bat den Romeo um Verzeihung.

„Nun reichen Sie dem Herrn die Hand,“ rief der Director.

„Denn blinder Mißverständnisse Gewalt — bringt auch den Besten aus dem rechten Gleise, wie unser Schiller sagt.“

Romeo hatte nichts dagegen einzuwenden. Nun fragte Derber den Director nach seinem Sohne. Dieser konnte ihm auch nur wenig über denselben sagen, denn er hatte ihm außer seinem Vornamen, Bruno, nichts anvertraut, und er wußte nur, daß er nach vierwöchentlichem Aufenthalte bei ihm mit seiner Nichte, der Primadonna, durchgegangen sei.

Der Kaufmann ließ sich nun das Nähere über Ernestinens Verhältnisse erzählen, und es klärte sich ihm dadurch Manches auf, was ihm vorher dunkel und unbegreiflich erschienen war.

„Ja, der Junge ist zu poetisch, und daran ist sein Name Schuld,“ rief Derber. „Ich sagte es seinem Vathe, dem Pastor Klein, immer, daß der Name nicht paßte; hieße er Fritz, wie ich

ihn nennen wollte, würden ihm solche Grillen nicht in den Kopf gekommen sein."

"Sie kennen also," fragte Romeo, "den Pastor Rein, der erst im vergangenen Sommer nach Niederthal versetzt ist?"

"Er ist der Schwiegersohn eines alten Geschäftsfreundes von mir, des alten Danheim."

"Ach," rief Romeo, "den kenne ich auch. Ich machte seine und seiner liebenswürdigen Enkelin Bekanntschaft vor zwei Jahren auf der Hofstrasse. Ich habe Beide heute Abend im Theater gesehen. Wollen wir morgen früh ihnen einen Besuch abstatten?"

Ehe der Kaufmann antworten konnte, fiel Tybalt ein: "Wenn Sie den alten Herrn meinen, so kann ich Ihnen sagen, daß er mit der Dame vor einer halben Stunde abgefahren ist."

Das war dem Romeo sehr unlieb, und er trennte sich ziemlich unmuthig von der Gesellschaft, der er mittheilte, daß er früh Morgens schon weiter reisen wollte, und dann schwerlich sie schon auf treffen würde, deshalb sagte er ihnen jetzt Lebewohl.

Der Kaufmann bat ihn, ihm seinen Sohn aufsuchen zu helfen und den Pastor oder ihn, wenn er glücklich wäre, davon zu benachrichtigen. Ein ähnliches Anliegen hatte der Director in Betreff seiner Nichte. Beim Weggehen reichte ihm der Letztere die Hand und sagte: "So war denn unser Romeo wirklich ein Romeo?"

5.

Die Flüchtigen.

Derber hatte seinen Sohn dem Kaufmannsstande gewidmet, und nach Beendigung seiner Lehrzeit war derselbe als Reisender in eine große Handlung eingetreten. Seine Geschäfte führten ihn häufig in eine kleine Stadt, wo er ein junges Mädchen kennen lernte, das er bald, wie sie ihn, lieb gewann. Ernestine, dies war der Name derselben, war die Tochter einer Wittwe, die in einem Kaufmannshause wohnte, wo Bruno häufig zu thun hatte. Er gedachte seinen Vater von sei-

ner Liebe zu benachrichtigen, da er glaubte, bei demselben kein Hinderniß zu finden, weil diesem es mit seiner Jugendliebe selbst unglücklich gegangen war. Da überraschte ihn ein Brief desselben, worin ihm mitgetheilt wurde, daß er seine jetzige Stellung verlassen und in eine neue bei einem seiner Geschäftsfreunde in Frankfurt treten sollte. Zugleich wurde ihm darin angedeutet, sich um die Liebe der einzigen Tochter seines künftigen Principals zu bewerben, weil die Väter schon über die Heirath einig seien. Bruno, der seinen Vater genau kannte, wußte wohl, daß er demselben jetzt nicht in die Quere kommen durfte, und beschloß, eine günstigere Zeit abzuwarten. Mit schwerem Herzen begab er sich in seine neue Stellung, die ihm doppelt unangenehm wurde, weil er nun fast gar keine Nachrichten von Ernestinen bekam. Die Mutter hatte nämlich beschlossen, das ganze Verhältniß so lange aufzuheben, bis der Vater eingewilligt habe, und dadurch war natürlich das Correspondiren der beiden Liebenden fast unmöglich gemacht. So verfloß ihm ein trauriges Halbjahr. Da erfuhr er durch den Kaufmann, in dessen Hause Ernestine wohnte, daß ihre Mutter gestorben und seine Geliebte, sich ein Unterkommen zu suchen, fortgegangen sei, wohin? wisse er nicht.

Nun war seine Ruhe dahin, tausend Gedanken kreuzten sich in seiner Seele. Wo mag sie sein? Warum hat sie nicht an dich geschrieben? Das waren die Fragen, um die sich, gleich wie um seine Axt das Rad, sein ganzes Denken bewegte. Alle Nachforschungen blieben vergebens und seine Hoffnungslosigkeit steigerte sich zur Melancholie. Sein Principal wurde wegen seiner Gesundheit besorgt, da Tag für Tag die Röthe mehr aus seinem Gesichte verschwand und die Backenknochen immer schärfer hervortraten. Ein Arzt wurde consultirt, der, da er kein körperliches Uebel fand, ihm rieth, ins Bad zu reisen. Er erhielt einen sechswochentlichen Urlaub und verließ Frankfurt, nachdem er seinen Vater davon benachrichtigt hatte. Dieser, dadurch besorgt gemacht, stellte sich die Gefahr seines Sohnes bei Weitem größer vor, als sie war, und gern wäre er ihm sogleich nachgeeilt, wenn ihn nicht erst ein bevorstehender Wellmarkt in Anspruch ge-

nommen hätte. Aber kaum war derselbe beendet, so reiste auch er nach dem Badeorte, wohin sein Sohn abgegangen war, um dort bei ihm bis zu seiner Heilung zu bleiben. Wie groß mußte nun sein Erstaunen sein, als er, nachdem er jedes Hotel, jede Privatwohnung durchsucht hatte, keine Spur von seinem Sohne fand. Ehe dieser nämlich den Badeort erreicht hatte, traf er in einem Städtchen die Gesellschaft des Directors Willé. Um sich zu zerstreuen, ging er ins Theater, wo der Don Juan gegeben wurde. Schon bei dem ersten Duette: „Ja, ich wage selbst mein Leben“, zog die Donna Anna seine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und bei der großen Arie, als sie weiter nach vorn hintrat, rief er halblaut: „Welche Aehnlichkeit! Sollte sie es sein?“ Und unwillkürlich wandte er seine Augen auf den Theaterzettel. Donna Anna — Demoiselle Ernestine. „Ja, es ist richtig! Sie ist es.“ Von der Oper hörte er nun fast nichts mehr, und theilweise war er deshalb glücklich zu preisen, — seine Gedanken nahmen ihn ganz und gar in Anspruch. Er setzte zwar keinen Zweifel in Ernestinens Aufführung, aber er wußte, was für ein unordentliches Leben bei den umherziehenden Truppen geführt wurde, und sollte er sie darin fortleben und vielleicht untergehen lassen? Nimmermehr! Sein Entschluß war bald gefaßt. Kaum fing der Feuerregen, der leider fast überall die Oper schließt, zu fallen an, als Bruno schon aus dem Theater zu der Thüre geeilt war, durch welche die Bühnenmitglieder zu passiren pflegten. Nach einem Viertelstündchen kam Ernestine am Arme ihres Oheims heraus. Bruno folgte ihnen bis zu ihrer Wohnung, die glücklicher Weise in einem Gasthose war, wo er bald Gelegenheit fand, Ernestine heraussprechen zu lassen.

„Ernestine!“

„Bruno!“

Freude, Ueberraschung, innige Liebe fanden ihren vollen Ausdruck in dem einen einzigen Namen des geliebten Gegenstandes!

Das folgende Stillschweigen wurde zuerst von Bruno gebrochen, der ausrief: „Aber, Ernestine, wie kommst Du hierher?“

„Es ist mein Oheim, bei dem ich bin.“

„Warum hast Du mir nicht geschrieben?“

„Alles, Alles, mein Bruno, will ich Dir erzählen. Doch ich höre meinen Oheim, er weiß nichts von unserm Verhältnisse, und er möchte Arges denken.“

„Und wenn es auch Dein Oheim ist, Du mußt fort aus dieser Umgebung, aus diesem Treiben.“

„Ich habe auch schon daran gedacht, aber ich kann nicht! Meinem Oheim bin ich zu sehr verpflichtet. Vor Allem mache Dich mit ihm bekannt, denn nur durch ihn können wir uns fernerhin noch nahe bleiben.“

„Ernestine!“ rief es von Weitem.

„Ich schreibe Dir; wo logirst Du?“

Bruno nannte ihr den Gasthof und wollte eben, das Halbdunkel der Hausflur war günstig dazu, einen Abschiedskuß auf ihre Lippen drücken, als die fatale Stimme sich abermals vernehmen ließ, und so blieb es nur bei einem warmen Händedruck.

6.

F o r t s e t z u n g .

Willé hatte seine Schwester von Zeit zu Zeit besucht, namentlich wenn er auf Entdeckungsfahrten, d. h. auf Reisen, um ein taugliches Subject für seine Bühne zu suchen, in die Gegend ihres Wohnortes kam. So traf er auch dort einige Wochen nach ihrem Tode ein, und fand seine Nichte, die mit ihrer Mutter bis dahin von dem Wittwengehalte der Letzteren gelebt hatte, in einem fast hilflosen Zustande. Sie hatte, da sie gut Clavier spielte und sang, Unterricht geben wollen, aber es war keine Beschäftigung zu finden, und von ihren Handarbeiten, so weit war die Cultur dort schon vorgeschritten, konnte sie sich nicht ernähren. Ihr war es eingefallen, sich an Bruno zu wenden, aber ein unbestimmtes Gefühl hatte sie davon zurückgehalten. Auch dachte sie bei näherer Ueberlegung, was sie von ihm verlangen sollte, und ob er sich nicht vielleicht in den Willen seines Vaters gesügt und in Frankfurt neue Verbindungen angeknüpft hätte. Sie

drängte deshalb den Gedanken, von Bruno Hülfe zu verlangen, bestimmt zurück, und wollte lieber den ungleichen Kampf mit dem widrigen Geschehe bestehen, — da kam ihr Onkel.

Mit dem ihm für sein Fach eigenen Scharfblicke hatte er bald erkannt, daß er aus ihr mit leichter Mühe eine Sängerin für seine Bühne bilden konnte, und das kam seinem natürlichen Mitleide bedeutend zu Hülfe. Er machte ihr den Vorschlag, mit ihm zu gehen, und was wollte sie thun? Sie willigte ein und verließ ihren Geburtsort, ohne Jemandem zu sagen, wohin sie ginge.

Der Brief, den Bruno kaum eine halbe Stunde nach seiner Rückkunft von Ernestinen bekam, enthielt kurz das Mitgetheilte, und empfahl ihm nochmals, mit ihrem Oheim in Verbindung zu treten. „Was soll ich thun?“ fragte er sich selbst, „soll ich bei der Truppe eintreten und eine günstige Gelegenheit abwarten, um mit Ernestinen davon zu gehen? Aber wohin? Halt! da fällt mir Etwas ein, mein Pathe soll mir aus der Verlegenheit helfen, zu ihm bringe ich Ernestinen, er wird auch meinen Vater günstig zu stimmen wissen.“

Am folgenden Morgen schrieb er sogleich an den Pastor Klein, und bat ihn, indem er Ernestinens Lage mit den düstersten Farben schilderte, um eine Zufluchtsstätte für dieselbe. Er hütete sich aber dabei wohl, auf die Wege hinzudeuten, die er einzuschlagen gedachte, um sie von der Truppe zu trennen und ihm zuzuführen. Darauf begab er sich zum Director und bot ihm seine Dienste unentgeltlich an. Er hatte schon in einem Liebhabertheater manche Rollen gegeben (und wer hat das nicht in unserer spielsüchtigen Zeit!) und konnte daher sogleich activ eintreten, was den Director zu einer wahren Verzückung hinriß.

Die Liebenden verlebten eine glückliche Zeit, die nur dadurch etwas gestört wurde, daß Ernestine nicht in Bruno's Plan einer heimlichen Entweichung willigen wollte. Jedoch sah auch sie endlich kein anderes Mittel, da ihr Oheim sie, wenn sie nur von Weitem darauf hindeutete, die Bühne zu verlassen, mit dem größten Unwillen zur Ruhe verwies, und ihr klar zu machen suchte, daß es kein edleres, mehr ideales Leben geben

könnte, als auf den Brettern. Sie gab daher endlich Bruno's Bitten nach, aber die Ausführung des Planes mußten sie noch verschieben, weil der Pastor den Brief bis jetzt noch unbeantwortet gelassen hatte. Dieser hatte die Sache erst in reifliche Ueberlegung gezogen, um nicht bei einem dummen Streiche behülflich zu sein, und sich, so genau es schriftlich gehen wollte, in ihrem Geburtsorte nach ihr erkundigt, was einen Verzug von vier Wochen verursachte. Alles, was er über dieselbe erfuhr, war mit dem ihm von Bruno Geschriebenen gleichlautend, und er trug deshalb kein Bedenken, jetzt den Brief bejahend zu beantworten. Nach Ankunft dieser Freudenpost nahmen sie die erste günstige Gelegenheit wahr und wandten der Bühne auf ewig den Rücken. Indessen war Derber auf seinen Irrfahrten in dem Städtchen angelangt, wo Bruno von Willé engagirt war, und kam hier durch das Fremdenbuch im Gasthause, aber leider zu spät, auf seine Spur, der er nun mit der größten Eile folgte. Die Truppe fand er zwar, aber nicht seinen Sohn, denn dieser spielte an demselben Abend, wo er den Romeo auf der Bühne geben sollte, den zärtlichen Romeo im Hause des Pastors.

7.

Der Wanderer.

Wir haben schon aus dem Gespräche des alten Danheim's mit seiner Enkelin den Namen unsers Helden erfahren, und während er jetzt den böhmischen Badeorten und der sächsischen Schweiz zuwandert, wollen wir uns mit seiner Geschichte näher bekannt machen. Bei dem Adel muß man, wie bei den Pferden, ehe man von der Person selbst spricht, von den Vorfahren reden; doch ich will nur bei dem Vater unsers Wanderers anfangen.

Der Baron von Golda war Offizier gewesen und hatte am Hofe eine hohe Charge bekleidet; er theilte daher alle die üblichen Ansichten jener Leute, daß das höchste Erdenglück die Fürstengunst sei. Ihm war der Fürst ein Gott, sein

Lächeln — Sonnenschein, sein finsterner Blick — eine Gewitterwolke. Mit solchen Gesinnungen hätte er ewig am Hofe, mochte es bei einem asiatischen Despoten oder einem constitutionellen Könige sein, bleiben können, und doch that er's nicht, weil seine Eitelkeit ihn daran hinderte. Bei einem Duell, das natürlich um eine Kleinigkeit entstanden war, wurde ihm das Bein so verletzt, daß er den Rest seiner Lebensbahn durchhinken mußte. Es ist unmöglich, sich einen echten Hofmann zu denken, der hinkt, denn Alles setzt er ins Aeußere, weil meistens im Innern nichts ist. Er zog sich vom Hofe zurück auf seine Landgüter, die fern von der Residenz lagen, und lebte dort, so viel es ihm möglich war, seiner Familie. Diese bestand aus seiner Gattin, die auch sehr ungern von dem Hofe Abschied nahm, und seinem Sohne Arthur. In diesem wollte sich der Vater wieder aufleben sehen, und die Mutter genoß schon im Voraus die Triumphe, die ihr Sohn davontragen würde. Es schien auch, als ob sich ihre Hoffnungen verwirklichen wollten, denn nach einem zweijährigen Aufenthalte im Cadettenhause wurde er, obgleich erst siebzehn Jahr alt, Leutnant und zugleich auch Hofjunkler. Seiner Erziehung gemäß und seiner jetzigen Stellung nach, wo er, kaum mehr als ein Knabe, alten Graubärten befohl, mußte er stolz und eitel werden; und mit Verachtung blickte er, wie alle Bedienten am Hofe (denn weiter sind die Herren nichts, und wenn sie auch Hofmarschälle heißen), auf den freien oder frei sein sollenden Stand der Bürger herab. Am Hofe stieg er in der allgemeinen Gunst, denn er tanzte gut, sprach Französisch, spielte selbst in den französischen Comödien, die der Adel vor dem Fürsten oder unter sich gab, mit. Aber alles Glück ihres Sohnes konnte den Eltern das verlorene Paradies des Hofes nicht ersetzen; wie der Fisch auf dem Trocknen, wie das Kameel am Pole, wie der freie Mann in Rußland es nicht aushalten kann, so erging es ihnen, sie schwanden dahin und starben fast zu gleicher Zeit. Um sich von einem so großen Schlage zu erholen, wollte Arthur auf Reisen gehen. Dieser Gedanke war durch einen Engländer, der auf seiner Tour nach dem Oriente am Hofe erschien und Furore machte, angeregt wor-

den. Mit diesem zusammen reiste Arthur, nachdem er einen zweijährigen Urlaub erhalten hatte, ab. Wie mußte er sich aber seinem Gefährten gegenüber schämen, denn bei dem vornehmen Engländer findet man immer eine gründliche Bildung, und nicht selten, wie z. B. bei diesem, große Gelehrsamkeit. Bis jetzt hatte Arthur nur das Aeußere cultivirt, nun ging's an's Innere, was ihm nicht schwer wurde, da es ihm an Kenntnissen und an einem poetischen Gemüthe nicht fehlte. Der Engländer war ihm gern dabei behülflich, weil er Anlagen und Lust bemerkte, und vorzüglich leitete er ihn bei dem Studium der englischen Literatur. Auf einigen Trümmern sitzend, die von den Wellen des saronischen Busens bespült wurden, bei untergehender Sonne, las er the siege of Corinth. Man denke sich in jenen Gegenden Byron zu lesen! Jede Schönheit des erhabenen Sängers genoß er nicht doppelt, nein, tausendfach. Arthur veränderte sich so, daß er sich selbst fast nicht mehr erkannte, und an das Hofleben, einst sein Element, konnte er nur mit Ekel zurückdenken. In Syrien lernten Beide den Hafis kennen, und da ihre Gemüther durch die Gegend schon dazu gestimmt waren, fanden sie sich auch bald in die Form, ja es wurde ihnen dieselbe sogar lieb. Durch Italien kehrten sie zurück, und in der Schweiz trennte sich Arthur von seinem Gefährten, der nicht nur sein Freund, sondern in geistiger Hinsicht sein Wohlthäter geworden war. Am liebsten wäre er gar nicht an den Hof zurückgekehrt, denn er fühlte, welch ein unnützes Glied der Gesellschaft er dort war, aber er wurde durch seine Verhältnisse dazu gezwungen. Er wurde der Löwe des Tages, in allen Gesellschaften mußte er etwas vortragen, und da er, indem er es ablehnte Französisch zu spielen, auf die viel reichere englische Literatur hinwies, wurde er gezwungen, Shakespeare in Tieck'scher Manier zu lesen. Kam aber der Frühling heran, sah er um sich her das frische Grün, und fühlte er die warme Luft, dann konnte er sich nicht mehr halten, kein Reiz der Stadt konnte ihn mehr binden, er eilte hinaus, fort auf die Reise. Aber nicht zu Pferde, nicht zu Wagen, nein, zu Fuß, denn nicht im Fluge wollte er das Schöne genießen, und er hatte erkennen gelernt,

daß es Augenblicke giebt, wo man erfüllt von der Erhabenheit der Natur, mit seinem Schöpfer allein zu sein wünscht. Auf einer solchen Tour traf er mit Danheim und seiner Enkelin am Harze, den er, wie die meisten schönen Gegenden unseres Vaterlandes, gleich manchen andern deutschen Reisenden, noch nicht gesehen hatte, zusammen. Während der zwei Tage, wo sie gemeinschaftlich die Hofstrasse, Alexisbad und den Falkenstein besuchten, lernte er Adelen als ein so natürliches und doch dabei gebildetes Mädchen kennen, daß durch sie seine ganze bisherige Ansicht von dem schönen Geschlechte verändert wurde. Ihre reizende Gestalt und ihr schönes Gesicht, belebt durch die von der entzückenden Umgebung hervorgerufenen Gefühle, machten einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn, so daß er sich am Abende vor der Trennung von ihr gestehen mußte: „Du liebst!“ In dem Gasthause fand er eine Guitarre, und als er Alles in tiefem Schlafe wählte, ging er hinaus, um in der mondhellen Nacht seinen Gefühlen Luft zu machen. Am Abhange eines Berges, der Adelen's Fenster gegenüber lag, setzte er sich und stimmte eine persische Melodie an, der er dem Urtexte ähnliche Worte unterlegte. Am andern Morgen, als er von Adelen und von ihrem Großvater Abschied nahm, war sie so verlegen, daß sie nicht wußte, wohin sie blicken sollte, und als Arthur ihre Hand beim Lebewohl faßte, erröthete sie und konnte kaum den letzten Gruß entgegenen. Er legte sich dies aufs günstigste aus, und gern wäre er noch ferner ihr Begleiter geblieben, wenn nicht der Alte ihm zu unfreundlich geschienen und sein Urlaub es ihm gestattet hätte. Er war also gezwungen, seine Hoffnung auf die Zukunft zu setzen. Aber nach seiner Rückkehr in die Residenz ereignete sich etwas, das seine ganze Laufbahn veränderte und ihn selbst für einige Zeit seine Liebesgedanken vergessen machte.

8.

D a s D u e l l.

Arthur besuchte einst einen Bekannten, der auf Wache war, und traf dort mehre Offiziere an,

unter andern auch einen Leutnant von Lump. Dieser hatte einen Hund bei sich, der Arthur mehrmals anklaffte und dafür mit der Reitpeitsche zur Ruhe verwiesen wurde. Der Eigenthümer, der schon lange einen heimlichen Groll gegen Arthur wegen seines Ansehns bei Hofe hegte, verbat sich dieses, worüber es zu einem Wortwechsel kam, in welchem Arthur einige Reden entfielen, durch die Lump sich beleidigt fühlte. Und der Herr von Lump hatte eine zarte Ehre! Zwar machte er Schulden, die er nie bezahlte, war ein Spieler von Profession, hatte schon manches Mädchen verführt und in manche Ehe Unheil gebracht, aber was schadet das einer Offiziers Ehre, wenn es auch unter dem dummen Bürgerstande, der noch Recht und Sitte achtet, ehrlos macht?

Für den Augenblick wurden die Streitenden von den Anwesenden getrennt, aber am andern Morgen erhielt Arthur durch den Freund und Sekundanten seines Gegners, den Leutnant von Schund, eine Herausforderung.

„Ich schlage mich nicht!“ antwortete Arthur gelassen auf den Antrag.

Der Sekundant fuhr erschrocken zurück und fand erst nach einigen Minuten die Sprache wieder, um zu fragen: „Weshalb nicht?“

„Weil ich nicht Lust habe zum Mörder oder zur Leiche zu werden.“

„Die Beleidigungen, die Sie gegen Lump ausgestoßen haben, können aber nur mit Blut abgewaschen werden.“

„Ich sehe nicht ein, wie Beleidigungen durch Blut getilgt werden können.“

„Sie scheinen keinen Begriff von Offiziers Ehre zu haben.“

„Wenn dieselbe von der Ehre anderer rechtschaffener Leute verschieden ist, habe ich allerdings keinen Begriff davon.“

„Wenn Ihr Herr Vater noch lebte, der würde Ihnen darüber Aufschluß geben können.“

„Ich weiß, daß derselbe einem eben so barbarischen als lächerlichen Vorurtheile seine Gesundheit opferte. Uebrigens, will der Herr von Lump sich rächen, so sehe ich nicht, wie das geschieht, wenn ich ihn tödte oder verwunde, und will er mir ein Leid zufügen, so kann er es ja machen

wie ein Straßenräuber, mir an einem günstigen Orte aufslauern und mich umbringen."

"Es ist ja nicht gewiß, daß Einer getödtet wird," sagte der Sekundant spöttisch lächelnd.

Arthur that, als bemerkte er dies nicht, und fuhr fort: "Und wenn Keiner gefährlich verwundet würde und wir uns auf dem Kampfsplatze ausöhnten, so wäre es noch possenhaster, denn will sich Lump versöhnen, so kann das auch ohne Duell geschehen."

"So?! Jetzt merke ich es, was Sie abhält, sich zu schlagen, Sie haben keinen Muth!"

"Daß ich Muth besitze, habe ich mehr als einmal auf meiner Reise beweisen müssen, und würde ihn zeigen, wenn es gegen einen Feind des Vaterlandes ginge, aber ich habe wirklich mein Leben und meine Gewissensruhe zu lieb, um sie einer Lappalie wegen aufs Spiel zu setzen."

"Auf Ihrer Reise! Niemand von uns ist dabei gewesen, da haben Sie gut reden."

In Arthur stieg der Zorn auf, doch ihm fielen die Worte Ariost's ein:

Chi va lontan dalla sua patria, vede
Cose da quel, che già credea, lontane,
Che, narrandole poi, non se gli crede,
E stimato bugiardo ne rimane:
Chè'l volgo sciocco non gli vuol dar fede,
Se non le vede e tocca chiare e piane. *)

Er bekämpfte deshalb seine Aufregung und antwortete bitter, aber ruhig: "Sie, der Sie kaum über den Exercierplatz hinausgekommen sind, können auch nicht darüber urtheilen; ich that Unrecht, gegen Sie etwas davon zu erwähnen."

Der Sekundant lächelte höhniisch und sagte im Fortgehen: "Mit einem solchen Menschen kann kein Offizier länger dienen."

"Ich werde um meinen Abschied einkommen!" rief Arthur ihm nach.

Er that es auf der Stelle und erhielt schon am folgenden Tage seinen Abschied. Der Herr von Lump wurde Hauptmann.

Arthur zeigte sich in der Residenz nicht mehr, denn er wurde als Ehrloser von allen seinen Bekannten verachtet. Er zog sich deshalb auf seine

Güter zurück, wo er ganz und gar seinen Studien und seinen Neigungen lebte. Doch er fühlte sich dabei nicht ganz heiter und glücklich, denn wenn er sich auch sagen konnte, daß er so gehandelt hatte, wie es Vernunft und Gewissen vorschreibt, so blieb doch eine gewisse Unbehaglichkeit in ihm zurück, die noch dadurch vermehrt wurde, daß auch seine Nachbarn, die meistens den Winter in der Residenz zubrachten, ihn mieden. Im folgenden Sommer hatte er auch darum nicht einmal Lust zu reisen, und erst im letzten Frühjahr, als die Nebel um sein Gemüth durch die warme Sonne zerstreut waren, erwachte die alte Sehnsucht mit neuer Stärke in ihm. Den herrlichsten der deutschen Ströme, den Rhein, den er an den Quellen besucht, sah er in seiner vollen Größe, und er wollte, da das Wetter günstig war, auch noch die sächsische Schweiz kennen lernen. Ueber Bad Rissingen reisete er nach Böhmen zu, an dessen Grenze ihm jenes Abenteuer mit der Schauspielertruppe begegnete und wo er Adelen zum ersten Male nach zwei Jahren wieder sah. Seine Liebe, die durch die letzten Ereignisse in einen bescheidenen Winkel seines Herzens zurückgedrängt war, erwachte wieder in ihrer vollen Stärke und verjagte alles Andere aus dem Reiche, das ihr die Natur angewiesen hat.

(Schluß folgt.)

Chanson's von Béranger.

I.

Gut Mütterchen.

Auch dir wird einst der holde Venz verschwinden,
Geliebte, wenn ich längst da unten bin!
Den Fluch verlornen Stunden zu empfinden,
Ist hart; doch fühllos eilt die Zeit dahin.
Und beugt dich einst der Jahre Last danieder,
Und hockst du still im trauten Kämmerlein; —
Dann Mütterchen, dann summe meine Lieder
Hier am Kamin, und so gedenke mein!

*) Orlando furioso Canto VII. st. 1.

Und wenn sie unter deinen Runzeln spähen
Nach jenem Reiz, für den ich einst geschwärmt,
Dann wird die Frage oft an dich geschehen
Nach mir, um den du dich so viel gehärmt.
Dann, Liebchen, halle deine Stimme wieder
Von unsrer Seligkeit und unsrer Pein,
Dann summe, Mütterchen, die alten Lieder
Hier am Kamin, und so gedenke mein.

War er denn liebenswürdig? — wird man fragen, —
Dies Herz war fein! — so sprich mit Zuversicht.
Verstand er auch mit Grillen dich zu plagen? —
Antworte stolz: Nein, das verstand er nicht! —
Die Laute klang in unsern Herzen wieder,
Wir träumten in vereintem Seligsein; —
Drum sing' ich täglich seine holden Lieder
Hier am Kamin, und so gedenk' ich fein!

Um Frankreich hast du heiß die Hand gerungen; —
So mach' es braven Enkeln denn bekannt,
Daß ich die Hoffnung und den Ruhm gesungen
Zum Trost für mein besiegtes Vaterland.
Erinn're an die Lorbeerkränze wieder,
Die wir erkämpft in fernen Wüstenei'n;
Dann Mütterchen, dann summe meine Lieder
Hier am Kamin, und so gedenke mein!

Geliebte, wenn an deines Lebens Grenzen
Dich meines Namens flücht'ger Klang erfreut; —
Wenn deine liebe Hand mit frischen Kränzen
In jedem Lenz mein stilles Grab bestreut; —
Dann fühl'st du wohl, bald sehen wir uns wieder
Und dürfen fürder keine Trennung scheun;
Dann Mütterchen, dann summe meine Lieder
Hier am Kamin, und so gedenke mein! —

2.

Fluch dem Frühlinge!

Ich schaute nach dem Fenster drüben, —
Der traute Winter zog ins Land, —
Wir knüpften, stumme Küsse tauschend,
Der stillen Liebe Götterband.
Wir sahn uns stündlich, holde Wonne!
Die Lide war ja unbelaubt!
Ja, Fluch der bösen Frühlingssonne!
Sie lockte Blätter ihr ums Haupt.

In dunkle Räume barg die Holde
Ihr Auge, das so froh gelacht,
Wenn sie am kalten Wintermorgen
Den Vögeln Futter dargebracht.
Ihr Locken rief uns zu der Scheibe;
Der Liebe deutliches Signal, —
Ja, Fluch der bösen Frühlingssonne
Und hoch der Schnee! zehntausendmal!

Verstohlen konnt' ich sie belauschen,
Wenn sie sich früh dem Schlaf entwand,
Frisch, wie die junge Morgenröthe
Des Dunkels wüste Nebel bannt.
Am Abend sah ich fromm sie beten
Bei matter Lampe letztem Glühn; —
Ja, Fluch der bösen Frühlingssonne
Und Fluch dem finst'ren Lindengrün!

Mein Herz erfleht den Winter wieder
Wie wär ich glücklich, stimmte dann
Auf tönend heller Fensterscheibe
Der Hagel seinen Reigen an.
Was kümmern mich die Blumenkelche,
Was nützt mir Deines Zephyrs Wehn?
Ja, Fluch der bösen Frühlingssonne!
Ich soll sie nicht mehr lächeln sehn! —

Fr. v. B.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Bremen im März.

Wenn das Schicksal gewissen Leuten nach Verdienst mitspielt, so sagen die Bremer gewöhnlich: „So muß es kommen!“ Und so kam es denn auch, wie ich's Ihnen neulich schon prophezeit: aus Fehlgriffen, verkehrten Einrichtungen, unnützen Geldverschwendungen, saeit: zerrütteten Finanzen, gehen allerlei Revolutionsgräuel hervor. Wir fangen bei der Pöbelherrschaft an. Nachdem die erste Klasse da das Prävenire spielt, wo sie generös aus eigenem Beutel das schlimm Gemachte bessern sollte, wendete sie sich an das Publikum, abermals um Abnahme von Zehn-Thaler-Actien (diesmal als Unterstützung) bittend: „da es sich als unzuwei-

selbsthaft herausgestellt, daß unser Theater ohne Unterstützung nicht bestehen könne. (!) Die todtegeglaubte Opposition gegen den Hausbau aber, wie ein Gespenst allen angelegentlichsten Aufforderungen auf das Ungelegentlichste entgegen, und die Herablassheit des Theater-Septemvirats mußte bei einem Jeden in „die verbauten Räume“ untergehn. Keiner hatte das verbaute Geld für den in Thurmart angelegten Zuschauerraum, wo einer den andern nicht sehen kann, verschmerzt, und so mußte es denn kommen, daß eine zweite, oder eigentlich eine dritte Theater-Compagnie aus der zweiten Klasse, aus dem Mittelstande *) sich bildete, zu dem Zwecke, um dem Innern des Hauses, eine für ein großes Publikum passende, bequeme und gemüthliche Reform angebeihen zu lassen. Darnach sollen die Plätze billig, sehr billig werden, und dadurch Theater- und Kunstliebe unter das Volk gebracht werden. O, über diese Kunstbeförderung! Säge sie in dem Gemüthe des Publikums, so würde es gern und willig opfern für eine kostspielige Anstalt, und nicht bei einem keineswegs hohen Eintrittsgelde um Groten knausern, — wir brauchten keine außergewöhnlichen Zuschüsse, keine Unterstützung!

Der Theater-Reparatur-Verein, wenn ich ihn so nennen soll, tritt gegen den Theater-Neubau-Verein, mit dem er eigentlich Hand in Hand gehen sollte, gleich von vorn herein in seiner Ausbau-Ankündigung sehr spitz auf, obschon er richtig sagt: Was nützt uns eine Subvention von 20,000 Thlr. (auf 5 Jahre à 4000 Thlr.), die unserer Theateranstalt auf besagtem Zeitraume nur kümmerlich das Leben fristen kann und also nach Ablauf der 5 Jahre wieder zu neuen Subventionen treibt, oder wenigstens zu einem großartigen Ausbaue denn doch geschritten werden müsse. Besser wäre es allerdings, jenen Ausbau gleich mit den 20,000 Thlrn. auszuführen, wenn man uns sichern könnte, daß ohne sie weiter nichts nöthig ist als der Zuspruch des Publikums. Genug, der Verein ist zusammengesetreten, um die Umbausumme bei Kleinen zusammenzubringen, und existirt als Beweis, daß auch reiche, gereifte, umsichtig sein wollende Leute nicht immer mit anvertrautem Gelde umzugehen wissen, oder es wenigstens manchmal auch verkehrt anwenden und sich fähig machen, von Andern gemeistert zu werden. Das Weitere wird die Folge lehren.

Ueber die letzten Leistungen der Bühne kann in so weit zufriedenstellend geurtheilt werden, als man Dies und Das ignoriren will, dessen Uebel manchmal in verkehrten Anordnungen beruhte. Gottsched und Gellert, das Lustspiel von Heinrich Laube nämlich, machte keinen Eindruck, au contraire, es verbarb so-

*) Nun sage einer, daß bei uns kein Theater-Enthusiasmus ist!

gar die Theilnahme, welche man ihm vor der Aufführung zu Theil werden ließ, dermaßen, daß schon bei der zweiten Repetition das Haus nur von wenig Neugierigen besucht wurde, deren größte Zahl dasselbe noch vor dem Schlusse der Vorstellung verließ. Das Publikum hatte Recht, von einer Langweiligkeit auszuscheiden, deren Tendenz durchweg um eingebildete Geistesfreiheit, imaginaire deutsche Einheit und dergleichen Dinge sich bewegt, welche im gewöhnlichen Leben jetzt in allen Kreisen besprochen und verhandelt werden, um die Lebensverhältnisse des Volks nicht zu bessern — nein, um sie wo möglich noch unbequemer und schwieriger zu machen. Schriftsteller, und am ersten dramatische, sollten nicht hierzu beitragen. Die unbedeutende Handlung des Stücks ist mit einer matten Sprache durch 5 lange Acte hingezogen, um nicht einmal das Resultat einer leidlichen Unterhaltung zu geben. Die Charaktere sind ohne alle Eigenthümlichkeit, und der Gottsched so unbestimmt und flach gezeichnet, daß man wirklich an Laube irre werden muß. Gellert, Kato und Schladrig sind so ziemlich gehalten, um allenfalls zu befriedigen, und wurden von Herrn Lemke, Danielson und Herz gut dargestellt. Hr. Burmeister mühte sich vergeblich mit dem Gottsched ab. — Gern verlassen wir ein Stück, um den echt deutschen Sinn unsers Publikums zu loben, das sich nicht durch Mode-Sympathieen und Mode-Reden verdienstlustiger Schauspiel-Autoren bethören, und auf ein Feld jagen läßt, von dem es am Ende mit Leipziger blutenden Nasen in ein Polen-Asyl getrieben werden dürfte. Die Mißverhältnisse der gesellschaftlichen Kreise darzustellen, den Hochmuth, den Dünkel, die leere Anmaßung, die Scheu der Bessern, selbst sich zu kompromittiren und mit einem Niedern in Gegenwart eines Höheren in Berührung zu kommen, die beleidigende Herablassung von der einen, der niedere Rechtsinn von der andern Seite — das ist Sache des Lustspiels, in welchem die Frauen die eigentliche Hauptrolle spielen. Alles von der spaßigen Seite zu zeigen, ist Zweck der Komödie. Die Tragödie hat es mit dem Ursprung dieser mächtigen Wichtigkeit zu thun, und mit dem schrecklichsten Neussersten, wohin es folgerecht führt; sie muß auf diesem Felde zeigen — nicht sagen — daß das Unheil, wie unabwendbar es auch scheinen möge, ein selbst bereitetes ist, — das ist das Tieftragische der Sache! Wir sollen erschüttert werden und es in unserm innersten Gewissen fühlen, daß das eitle Vornehmthun, das Sichbesserdünnen als unser Nächster, unsere grausam verachtende Behandlung der unter uns Stehenden, ja unsere hochmüthige Herablassung eine so weit verbreitete und tief gewurzelte Unsittlichkeit ist, daß es wohl keinen Menschen geben dürfte, der sich niemals eine solche aristokratische Sünde in Handlung und Gesinnung hätte zu Schulden kommen lassen. Wenn der Trauerspieldichter, über die leere Abstraction des rein Menschlichen hinauszukommen, nicht mehr eine allegorische Phantasmagorie oder

gar eine tragische Zauberoper schreiben will, wenn sein Werk seine Zeit ergreifen soll, so muß es auch irgend eine lebendige Wurzel in ihr haben. Diese Wurzel nennt man die Grundidee des Stücks. Aber sie bleibe, wie bei der Pflanze, im Grunde, sie komme nicht zum Vorschein, sie sei nur durch Nachdenken zu finden, wie sie bei allen wirklichen Ereignissen nur dadurch zu finden ist. Hat aber der Dichtende gedacht: ich muß in meinem Werke eine Idee darstellen, so wird der Nachdenkende nichts finden, als dieses „ich muß“, diesen todtten, unfruchtbaren Gedanken, der sogar ein sonst begabtes Talent so völlig austrocknen kann, daß es nur kalte Schattengebilde hervorbringt. Eine Idee, eine innerlich oder äußerlich erlebte, muß den Dichter so ganz einnehmen, so aufregend, ja peinlich in ihm wirken, bis er sie in einem Bilde außer sich dargestellt hat. — Was heißt hier Bild? — Ein Lebensbild, welches immer eine Idee in sich enthält, indem es dessen äußere Kampfmomente darstellt. Dieses Bild gefällt oder empört den Dichter, und so will er demselben Gerechtigkeit verschaffen durch Abscheu, Bewunderung, Entzücken oder Lachen.

Ich rede dies in Bezug auf Marie Anna. Denn gewiß tragen die Opern mit den Singspielen und Zauberpossen lebende Bilder und dergl. in ihrem Gefolge, nicht allein die Schuld, daß das sich daran sattgesehene Publikum endlich einmal das ansehen und anhören will, was das Gemüth, in so wahrer Schilderung der Lage einer verachteten Klasse, wirklich rührt und zur That, zum Mitleid entflammen kann. Man überlasse nur die Lyrik sammt allen Zubehören, Schmelz und Farben, der Oper, man gönne es den lebenden Bildern, das Leben des wahren Bildes automatisch zu ertöbten; doch bald wird auch das verführteste Publikum sich nach wahrhaftem Leben im Bilde — nach echt dramatischer Kunst sehnen.

Frl. Schwelle ist eine getreue Darstellerin aller natürlichen Gefühle und gab die Marie Anna unter dreimaligem Ruf allen Beifalls würdig. Herr Kühn, von

Mannheim, dessen Frau bis jetzt in einer Rolle gastirte, ist engagirt, desgleichen Hr. Würth aus Wien. Mad. Hoffmann ging nach Prag, nachdem sie uns noch als Fidelio entzückte und mit ihren Verzierungen das Werk des unsterblichen Beethovens zu verschönern suchte; auch in die Gebilde Mozarts brachte sie Schnörkeleien an, die ich, als Musikdirector, gewiß gestrichen hätte. Zu ihrem Benefiz sahen wir Curyanthe. Ich sage nichts über den unausstehlichen Text der Oper, noch über den Gesang der Mamsell Mehr als Eglantine, und lobe nur die Executirung des Orchesters. In „die Hugenotten“ zum Benefiz des Tenoristen Seyler, der ebenfalls nach Prag geht, war Mad. Hoffmann als Valentine vorzüglich. Ein Gast aus Magdeburg, Hr. Th. Meyer, mag mit seinem Gaston, Mann mit der eisernen Maske, und Neffe Wallenfeld (Spieler) nur Gast bleiben. Als Emilie Galotti hat Mamsell Schwelle mich und sich kasteit. Herr Lemke hatte nicht Gelegenheit Herr Lemke zu sein. Nachdem die Lind, an einem Fußübel leidend, Berlin verlassen will, hofft man um so gewisser auf ihre längst versprochene Herkunft und somit auf eine Benützung des Lindstalls, ein Zuschauer-raum, den man vorigen Herbst dem sehr kleinen Parterre unser großen Hauses beifügen mußte, um eine so gefeierte Sängerin auch von einem mittelmäßigen Publikum beobachten zu lassen. Also die Lind wird kommen, fragen Sie? Wäre ich nicht so gut deutsch, so könnte ich Ihren Lesern hier eine französische Floskel zuwerfen, die ungefähr sagen würde: Ja! — weil wir mit Berlin nicht mehr auf dem rechten Fuße leben, so wollen wir's anderswo auf dem linken versuchen, und hoffen damit wieder auf die Beine zu kommen. —

Ueber unsere Journal-Literatur, in die jetzt von unreinen Händen aus niedern Höhlen mit einem „Wesercourier“ gepfuscht wird, erzähle ich nächstens Ihren Lesern Geschichten „wunderbar und lächerlich!“ Auch eine „Bremer Theaterzeitung“ ist bei uns aufgetaucht. „Wie kommt der Glanz in unsre Hütte!“

X. Karl.

Literatur und Kunst.

Neue Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen, von Adolphine. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1846.

Die Verfasserin, welcher wir bereits ein Bändchen Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen

verdanken, bietet uns hier ein Gedicht in vier Abtheilungen, die Jahreszeiten, und drei Erzählungen von größerem Umfange, in welchen sie abermals ihren Beruf, für die Jugend zu schreiben, bewährt hat. Es waltet auch in diesen Erzählungen derselbe wohlthuernde

Ernst, derselbe zarte und gebildete Geist, derselbe aufgeklärte religiöse Sinn, den wir schon an den früher gegebenen Erzählungen rühmen mußten, aber der Stoff derselben ist ein anderer, höherer. Wir begegnen in denselben solchen Mädchen, welche das Leben von der ernstern Seite kennen lernen, welche durch Ausbildung ihrer inneren Mittel die Beschränktheit äußerer Verhältnisse erträglich finden, und gar manche Freude, die nur in einer ehrenvollen Armuth gefunden werden, empfinden; und solchen Mädchen, welche, in allem Glanze eines vornehmen Hauses erzogen, nach Verlust dieser äußeren Vorzüge nur in den innern Gütern die Mittel finden, auch in der Beschränktheit ein freundliches Dasein sich zu schaffen. Es predigt also die Verfasserin die große Wahrheit, daß wahre Bildung des Geistes und Herzens und redliche Anwendung unserer Kraft zur Arbeit uns einen Frieden und ein Glück schaffen, welche von äußeren Verhältnissen unabhängig frohe Menschen machen. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Wahrheit so alt ist, als die richtige Einsicht in die Bestimmung des menschlichen Lebens, aber ein Verdienst der Verfasserin ist es, diese Wahrheit den Kindern so eindringlich und interessant darzustellen, daß sie, wie wir uns selbst vielfach überzeugt haben, diese Erzählungen überaus lieb gewonnen haben und dieselben immer mit demselben Vergnügen von Neuem lesen. Wir wünschen diesem Werkchen, welches sich auch durch gefälliges Format, so wie durch eleganten Druck und Papier auszeichnet, viele Freunde, und dadurch zugleich der geistreichen Verfasserin Gelegenheit gegeben zu sehen, ihr schönes Talent auch fernerhin für die Jugend geltend zu machen. Dabei wird es derselben gewiß leicht werden, einige Unwahrscheinlichkeiten in der Erzählung, die zwar den Kindern nicht auffallen, demohngeachtet aber vorhanden sind, so wie Härten, die sich in dem Gedichte, die Jahreszeiten, finden, künftig zu vermeiden.

30.

Rüder, Statistisches Handbuch der Monarchien und Republiken, mit Genealogie für 1846 Grimma, Verlagscomptoir.

Das vorangezeigte Werk erscheint hier in seinem dritten Jahrgange, und schon darin mag ein Beweis gefunden werden für das Bedürfnis eines solchen und die Brauchbarkeit des vorliegenden. Die Statistik hat sich mehr und mehr, wenn auch erst seit wenigen Jahren, eine Bedeutung unter den politischen Wissenschaften errungen, und man ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie nach vielen Seiten des politischen und socialen Lebens Aufschlüsse gewähre, Räthsel löse, welche ohne deren genauere und gründlichere Kenntniß stets ungelöst bleiben müßten. Je mehr unsere Zeit überall auf Doffentlichkeit hinstrebt, um desto mehr haben in diesem Punkte auch die Regierungen von ihrem Principe nachgelassen, welches die statistischen Notizen in verschlossene

Archivschränke bannte und wenigen Auserwählten nur einen sehr mäßigen und sorgsam überwachten Gebrauch derselben für die Publicität gestattete. In den meisten größeren Staaten wenigstens fehlt es nicht mehr an statistischen officiellen Hülfsmitteln, obwohl dieselben in einzelnen Punkten häufig noch sehr viel zu wünschen übrig lassen. Vor Allem aber dürfte ihre Umfänglichkeit und dadurch nothwendig herbeigeführte Kostspieligkeit in Betracht gezogen werden, weil durch Beides wie die Leichtigkeit ihres Gebrauchs, so die Möglichkeit der Anschaffung der großen Zahl Derer erschwert, wenn nicht ganz unmöglich macht, welche aus diesem Gegenstande ein selbständiges Studium weber machen können noch wollen, nichtsdestoweniger aber wenigstens über die Hauptresultate desselben einen schnellen Ueberblick sich zu verschaffen wünschen. Wir können deshalb kurzgefaßte statistische Handbücher zum Gebrauch des gebildeten Laien (der Mann der Wissenschaft oder der höhere Beamte kann der Quellenwerke nicht entathen) nur willkommen heißen, wenn sie umsichtig, möglichst vollständig — das ist freilich immer relativ — und in bequemer Uebersichtlichkeit, mit Rücksicht auf die neuesten officiellen Vorlagen bearbeitet sind, und so wenigstens ein leicht skizzirtes, aber anschaulich klares Gesamtbild der einzelnen Staaten in prägnanten Zügen darbieten. Leider vermiffen wir an dem vorliegenden Werkchen mehrere der genannten Eigenschaften, und wenn es schon für den Laien bedeutend vollständiger und genauer hätte zusammengestellt werden müssen, so erscheint es im Ganzen als eine zu flüchtig bearbeitete Compilation, als daß wir ihm für die Wissenschaft nur irgend einen erheblichen Nutzen zugestehen könnten. Wir würden den Titel gerade umgekehrt haben: Genealogisches Handbuch der regierenden und standesherrlichen Häuser, mit einer kurzen Statistik u. s. w. Dann würde dieser Titel dem Inhalte mehr entsprechen haben. Denn die Genealogieen bilden den bei Weitem größten Theil des Inhalts in einer Ausführlichkeit, die dem hier in's Auge zu fassenden Publikum wirklich sehr überflüssig ist und füglich den „genealogischen Kalendern“ überlassen bleiben konnte. Die statistischen Angaben beschränken sich zumeist auf Angabe der Größe, der Einwohnerzahl (beide Punkte werden oft nur „ungefähr“ bezeichnet), des Staatseinkommens, der Staatsschulden, der Militair-, event. der Seemacht, der Orden, Titel der Regenten und einige historische und politische Excurse über die Regierungsverfassung, Hausgesetze, und allenfalls einzelne, gerade der Entscheidung harrende Tagesfragen. Das Vorwort spricht kurz und oberflächlich über die Verfassung des deutschen Bundes. Nur höchst selten begegnet dem Leser einmal hier und da eine gewerbliche oder commercielle, auf Quellen basirte statistische Notiz. Und wir müssen den Vorwurf der Unzulänglichkeit hier um so stärker betonen, da wir den dritten Jahrgang des Buches in Rede vor uns haben, es also Pflicht des Verf. wie des Verlegers

gewesen wäre, möglichste Vollkommenheit, wenigstens Vollständigkeit zu erzielen. Wären einzelne vage politische Excurse weggefallen und die Genealogieen z. B. der standesherrlichen und Magnatenfamilien beseitigt, welche für den bei diesem Werke zunächst betheiligten Lesekreis gar kein Interesse haben können: so wäre ohne Vertheuerung des Buches der Raum zu jenen bei Weitem fruchtbareren und nothwendigeren Notizen gewonnen worden. Hoffen wir die Beseitigung dieser sehr bedeutenden Mängel vom nächsten Jahrgange; wir würden außerdem das Buch nur als ein werthloses, als eine ganz gewöhnliche Speculation bezeichnen können.

Statistisches Jahrbuch für 1845. Herausgegeben von R. A. Müller, Dr. Leipzig, Hinrichs. 1845.

Ein Werk ganz anderer Art, als das vorhergehende. Hier ist der Verf. über seinen Zweck nicht nur sich vollkommen klar geworden, sondern er hat auch mit Bewußtsein und Energie die Wege eingeschlagen, welche zur Erreichung desselben führen konnten. Die Grundsätze, welche er in der Vorrede als leitend und maßgebend für eine derartige Arbeit aufstellt, müssen wir durchweg billigen, und man wird eben so wohl sich damit einverstanden erklären müssen, wenn er als Aufgabe eines solchen Werkes die bezeichnet: „eine klare, umfassende und möglichst vollständige Anschauung der Culturverhältnisse der Gegenwart, durch eine geordnete Mittheilung der neuesten statistischen Ausweise zu vermitteln.“ Wenn der Verf. in anerkennenswerther Bescheidenheit seinem Werke, als einer Compilation (es kann ja eben seiner Natur nach wesentlich etwas Anderes nicht sein), „wissenschaftliches Verdienst“ nicht beigegeben wissen will, so ist das Verdienst der mühsamen Sammlung, Sichtung, Anordnung des reichen und doch überall zerstreuten Materials um desto höher anzuschlagen, zumal auf Grund derartiger Handlungen und Zusammenstellungen erst das Gebäude wissenschaftlicher Forschung aufgeführt werden kann, und selbst zur Lösung solchen Grundes eine geistige Thätigkeit und Thatskraft gehört, welche an und für sich dem rein speculativ-wissenschaftlichen Streben gleich gestellt werden mag, abgesehen noch davon, daß, wie eben berührt, reichere und umfassendere wissenschaftliche Arbeiten auf den meisten Gebieten ohne derartige höchst mühsame Vorarbeiten gar nicht zu unternehmen sind. Der Verf. hat sich hauptsächlich mit Deutschland und den außerdeutschen Besitzungen Oesterreichs und Preußens beschäftigt, und wir können diese durch mancherlei zwingende äußere Gründe gebotene Beschränkung nur billigen. Nichtsdestoweniger hat er auch auf die übrigen europäischen und die nordamerikanischen Freistaaten nach Maßgabe der vorliegenden Nachweisungen thunlichst Rücksicht genommen, und in den Kapiteln, welche die Handels- und Schifffahrtsverhältnisse zum Gegenstande haben, auch

die Verhältnisse der übrigen Erdtheile in den Kreis der Betrachtung gezogen. Sonach ist das Werk mit Recht als fortgehendes Supplement zu der bekannten, tüchtigen Arbeit des Frhn. von Reden: „Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbegeographie und Statistik“, zu betrachten, in welcher auch zunächst wohl der Grund für sein Entstehen zu suchen sein dürfte. Besonders hervorzuheben ist der Umstand, daß der Verf. soweit es irgend thunlich, auf die ursprünglichen officiellen Quellen zurückgegangen ist und keine Mühe gescheut hat, die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit in den einzelnen Angaben zu erzielen. Daß ein Werk wie das vorliegende nicht frei von Irrthümern sein könne, bedarf gar nicht erst der besondern Erwähnung; sie sind, wie die Sachen namentlich in der Statistik immer jetzt noch stehen, geradehin unvermeidlich. Doch ist uns, soweit wir Gelegenheit zu Vergleichen hatten, gerade nichts so bedeutendes aufgestoßen, daß der praktische Gebrauch des Buches dadurch beeinträchtigt würde. In zwölf Kapiteln behandelt das vorliegende Werk, je nach dem Umfange des gebotenen Materials mehr oder minder ausführlich: 1. die Landwirthschaft, mit dem Wein- und Plantagenbau (es fehlt hier der Tabakbau, und die Forstwirthschaft ist nicht berücksichtigt, weil den Bemerkungen des Verfs. zufolge nicht genug Nachweise für eine umfassendere Berücksichtigung ihm vorlagen); das Berg- und Hüttenwesen mit dem Salinenbetrieb; die Gewerbe, wobei besondere Rücksicht auf die Verhältnisse der Leinwand-, Wollen- und Baumwollenmanufactur genommen, und nur zu beklagen ist, daß über andere Gewerbe so wenig beigebracht wird, wenn auch einzelne hierher gehörige Notizen aus der Betrachtung der Handelsverhältnisse sich abstrahiren lassen; den Handel; die Schifffahrt mit Einschluß der Dampfschifffahrt; das Eisenbahnwesen, wobei für so manche ängstliche Gemüther der kurze Anhang über Unglücksfälle auf Eisenbahnen sehr beruhigend sein wird. Ferner: das Staatsleben im Allgemeinen, nämlich zunächst die Bevölkerungsverhältnisse; dann die innere Verwaltung, mit dem Armen-, Sparkassen- und Gefängnißwesen; den Staatshaushalt, das Kriegswesen, und endlich die Kirchen- und Schulverhältnisse. Schon aus diesem Ueberblicke des Inhalts wird der Leser entnehmen, ein wie reichhaltiges Material, gestützt und begründet durch unumstößliche Zahlen, erläutert durch eine Reihe übersichtlicher Tabellen hier auf etwa zwanzig Bogen ihm geboten wird, und zwar bei sehr anständiger Ausstattung für einen im Verhältniß zur Kostspieligkeit des Zahlen- und Tabellendruckes sehr billigen Preis. Es ist nur zu wünschen, daß das Werk die verdiente Theilnahme sich erringe, damit Verfasser und Verleger zu einer Fortsetzung sich ermuntert fühlen, und dem ersteren Gelegenheit werde, immer umfassender, gründlicher und zuverlässiger diese Arbeit herzustellen. Er wird sich dadurch ein nicht geringes Verdienst um das gesammte gebildete Publikum erwerben.

Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slavischen Völker im 19. Jahrhundert. Von D. F. M. Dertel. Leipzig, Brockhaus. 1845.

„Für eine leichte Uebersicht und richtige Beurtheilung verschiedener Erscheinungen der Gegenwart und Vergangenheit, so wie für ein mehr als wahrscheinliches Vorherrschen der Zukunft mancher Staaten und Völker ist die Genealogie der regierenden Fürstenhäuser von großer Wichtigkeit.“ Mit dieser Erklärung beginnt der durch seine „Staatsgrundgesetze des deutschen Reichs“ wohl bekannte Verf. das Vorwort zu den vorliegenden Tafeln, und rechtfertigt damit die Herausgabe derselben vollkommen, da sich etwas Erhebliches gegen die Wahrheit und Gültigkeit jenes Satzes nicht einwenden läßt. Und ist auch „die Geschichte der Staaten und Völker allerdings etwas ganz Anderes, als eine bloße Geschichte der Regenten und ihrer Familien“, so läßt sich die Wichtigkeit der letzteren zur vollständigen Klarheit in der Geschichte der ersteren nicht verkennen. Was die alljährlich erscheinenden genealogischen Handbücher oder Almanache bieten, genügt indeß hier begreiflicher Weise nicht, da dort natürlich stets nur der momentane Standpunkt aufgefaßt werden kann, während es sich bei weitem mehr, sobald ein wissenschaftliches, oder specieller: ein historisches Interesse ins Auge gefaßt wird, um die anschauliche Verbindung der Vergangenheit mit der Gegenwart handelt, um aus der Vergleichung dieser beiden Factoren den dritten, die Zukunft, wenn nicht mit untrüglicher Gewißheit, doch mit möglichster Wahrscheinlichkeit, zu finden. Daß für diesen Zweck ein terminus a quo festzustellen war, bedarf eines Beweises nicht. Der Verf. hat als solchen im Allgemeinen den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts gewählt, da er seine Tafeln vorzugsweise nur für die Uebersicht der Verhältnisse des laufenden Jahrhunderts (und also natürlich seiner nächsten Vergangenheit) bestimmt, wahrscheinlich im Anschlusse und Rückblicke auf die hierher gehörigen Werke von Pütter, Hübner und Voigtel, als deren Fortsetzung gewissermaßen das seinige zu betrachten ist. Nun ist uns aber die Inconsequenz aufgefallen, welche sich eben in jenem Anfangspunkte bei den verschiedenen Dynastien selbst da nicht selten findet, wo nicht wechselnde Verhältnisse und Schicksale eine solche bedingen. Das ist ein Uebelstand, der beim Gebrauche des Buches nicht selten störend hervortritt und durch die voran gestellte, übersichtliche und prägnante, aber doch zu kurz abgerissene „genealogisch-statistische Einleitung“ keineswegs gehoben oder auch nur in etwas ausgeglichen wird, und den wir um so mehr zu beklagen haben, als der gerade der einzige von irgend welcher Bedeutung ist, den wir dem Werke zur Last legen können. Daß es eben seines höheren wissenschaftlichen Ausgangspunktes wegen bei weitem höher steht, als das oben angezeigte von Rüber, brauchen wir kaum zu bemerken; es wird in Verbindung mit dem statistischen

Handbuche von Müller (s. oben) in möglichster Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit — die hier auch durch die Form des Druckes gehoben wird — das geben, was man in dem Werke von Rüber seinem Titel nach etwa zu suchen sich berechtigt halten könnte. Auf 88 Tafeln erhalten wir die Uebersicht der genealogischen Verhältnisse der europäischen Dynastien mit Ausschluß der Türkei, die der Verf. etwas pretiös mit dem Namen der „germanischen und slavischen“ bezeichnet. Da natürlich diese Verhältnisse sich alljährlich ändern, so ist das Versprechen, in einem von Jahr zu Jahr zu liefernden Nachtrage diese Veränderungen und etwaige Erweiterungen dem Publikum zu geben, ein dankbar hinzunehmendes. Möge die Arbeit Theilnahme finden. 18.

Bericht über die Ausstellung sächs. Gewerbezeugnisse in Dresden im Jahre 1845. Leipzig, Teubner. 1846.

Die vorjährige Gewerbeausstellung in Dresden hat mit Recht Epoche gemacht in den Annalen der sächsischen Industrie. Sie gewährte ein so vollständiges und erfreuliches Gesamtbild derselben, daß ihr die allgemeinste Anerkennung, auch Seitens der Fremden, welche die Pariser und Berliner, natürlich bei Weitem umfassenderen Ausstellungen zu sehen Gelegenheit gehabt, nicht entging und nicht entgehen konnte. Auch in diesen Blättern ist seiner Zeit, wenn auch mehr aphoristisch, derselben gedacht worden, und es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, uns nochmals weitläufiger darüber zu verbreiten. Das wäre ein sehr vergebliches Unternehmen: es käme ja ein halbes Jahr zu spät. Bei dem allgemeinen Interesse indeß, das jene Ausstellung natürlich erregte, ist der Bericht über dieselbe, wie er jetzt vorliegt, der Theilnahme auch eines größeren Publikums, als des zunächst betheiligten, wohl gewiß, zumal er aus den einzelnen Berichten und Gutachten der Sachverständigen und Prüfungscommissionen zusammengestellt, und bei vielen einzelnen Gewerbezweigen — denn nicht bei allen ist bedauerlicher Weise Rücksicht auf ihre Entwicklungsgeschichte und die früheren Ausstellungen genommen — gewissermaßen eine officiële Darlegung des jetzigen Zustandes der sächsischen Industrie ist, überdies manche sehr belehrende Auseinandersetzungen und praktische Winke in gewerblicher und commercieller Beziehung enthält, die in Jedem Theilnahme erwecken werden, der sich überhaupt für staatsökonomische Fragen unzweifelhaft die wichtigsten in unseren Tagen, da an sie sich die Betrachtungen über Pauperismus, Proletariat u. s. w. knüpfen, interessirt. Von diesem Standpunkte aus haben wir denn auch die Anzeige von dem Erscheinen dieses amtlichen „Berichtes“ und die Empfehlung desselben für das gebildete, nicht betheiligte Publikum in diesen Blättern für zweckmäßig und ersprießlich erachtet, und sind gewiß, er werde vermöge seiner umsichtigen, übersichtlichen und klaren Zusammen-

stellung, als wegen seines inneren Gehaltes nicht nur die zunächst Betheiligten befriedigen, sondern auch allen Denen, welche die reiche Ausstellung besuchten, ein willkommenes und erfreuliches Gedenkbuch an dieselbe sein. Vorzugsweise machen wir noch auf das Historische aufmerksam, das in mehr äußerer Rücksicht die „Vorrede“, in staatsökonomischer die „Einleitung“ darbietet. Das Interesse an einzelnen der 56 Kapitel wird natürlich nach der Individualität der Leser ein verschiedenes sein; doch sind gewiß Allen die beigelegten Verzeichnisse der Mitglieder des Prüfungsausschusses, wie der erteilten Prämien angenehm, für welche letztere die nähere Begründung in den einzelnen Kapiteln sich findet.

Geschichte des Grafen Hugo von Craenhove und seines Freundes Abulfaragus, von H. Conscience. Aus dem Flämischen von D. E. B. Wolff. Leipzig, Borch. 1846.

Das ehrenwerthe Streben der Flamänder, sich mehr und mehr vor dem Eindringen des gallischen Elements zu wahren, sich von demselben zu emancipiren und dem deutschen Brudervolk, als Stammesgenossen, sich anzuschließen, wie es seit etlichen Jahren immer entschiedener hervortritt und namentlich durch die Bestrebungen der Literatur gepflegt wird, hat in Deutschland guten Boden gefunden, und wenn ihm auch noch nicht die wohl verdiente, allgemeine Würdigung zu Theil geworden — vergessen wir doch nicht, daß auch in politischer Beziehung diese Erscheinung, dieses Streben von höchst wichtiger Bedeutung ist! — so scheint man demselben doch allgemach mehr und mehr entgegen zu kommen und die Sympathieen zu entwickeln, welche geeignet sind, jenes würdige und ehrenhafte Streben zur Hebung einer unterdrückten Nationalität zu ermuntern, dadurch sie zu befruchten, und auch für das deutsche Vaterland heilbringend zu machen. Schriftsteller von sehr bedeutendem Talent stehen an der Spitze dieser flämischen Bewegung, und es sind uns einzelne Werke derselben schon durch mannichfache Uebersetzungen zugänglich gemacht worden — Werke, welche jedenfalls in gleichem, wenn nicht in höherem Maasse die Aufmerksamkeit verdienen, als die unsrer Nachbarn an der Seine. Auch das vorangezeigte des wackern Conscience gehört unbestritten in diese Kategorie und hat in dem Prof. Wolff einen würdigen Uebersetzer gefunden — man könnte die Uebertragung leicht für ein Original zu halten versucht werden. Das Buch behandelt in frischer und lebendiger, damit durchaus gemüthlicher und anziehender Darstellung die Geschichte der Grafen Hugo und Arnold von Craenhove, in welche das Geschick des Abulfaragus auf wunderbare Weise verwebt ist. Die Geschichte gehört der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an, und es ist hier nicht der Ort, auf eine genauere Entwicklung Dessen einzugehen, was davon dem Reiche der Sage, was dem Ge-

biete historischer Wahrheit vindicirt werden müsse: das Buch giebt sich nicht als ein historisches, sondern als ein dem Kreise der Unterhaltungsliteratur angehöriges, wenn man auch nicht verkennen darf, daß es zum Theil wenigstens auf sehr genauen und umfassenden historischen Vorstudien fußt. Die Darstellung der furchtbaren Pest (Keprosie) in Lüttich, in der Geschichte des Abulfaragus, ist ein unumstößlicher Beweis davon. Sie ist schauerlich, aber großartig schön, und wir wüßten ihr nur die der Darstellung der Pest in London in Ainsworth's bekanntem Werke: „Die St. Paulskirche“, an die Seite zu setzen. Wir sind überzeugt, daß kein gemüthlicher Anregung fähiger Leser das Buch unbefriedigt aus der Hand legen wird, denn bei aller Natürlichkeit fehlt es nicht an sehr spannenden Situationen, bei aller Gefühlsinnigkeit hält es sich fern und frei von jener krankhaften Sentimentalität, die nur zu bald Ekel erweckt. Gesundheit der Empfindung, Ruhe und feste Beherrschung des Stoffes wie der Form zeichnen es aus, und die kindliche Gemüthlichkeit, das Streben nach sicherer, naturgemäßer Zeichnung der Charaktere und Begebenheiten giebt ihm viele Vorzüge vor so manchen auf ähnlichem Gebiete erschienenen Producten. Die Ausstattung ist geschmackvoll und sauber, doch entsprechen die beigegebenen Illustrationen (von Ed. Dujardin) wenigstens in dem uns vorliegenden Exemplare nicht durchaus den Anforderungen, welche man jetzt an dergleichen Arbeiten stellen darf.

Lebensbilder aus unserer Zeit. Von D. H. Blaha. Augsburg, Schmid. 1845.

Der Verf. sucht den hier gebotenen Bildern aus den höhern socialen Kreisen der Gegenwart, in denen er sich doch — wie aus so manchen kleinen Einzelheiten hervorgeht — nicht sonderlich frei bewegt hat, dadurch ein erhöhtes Interesse zu verleihen, daß er in der Vorrede den Leser für die Annahme der vollen historischen Wahrheit derselben zu stimmen sucht. Wir wollen so manche Zweifel an dieser Behauptung hier nicht motiviren — Zweifel, die uns aufgestoßen sind, obwohl der Verf. durch Hindeutung auf vor etlichen Jahren bekannt gewordene Persönlichkeiten und Begebenheiten dieselben zu bannen sucht; wir wollen nicht versuchen, hier Wahrheit von Dichtung zu scheiden — es wäre das ein undankbares Geschäft. Betrachten wir die „Lebensbilder“ — die nicht, wie man vermuthen möchte, einzelne sind, sondern im Zusammenhange einer Novелlette, oder lieber einer moralischen Erzählung uns vorgeführt werden — betrachten wir diese Lebensbilder näher, so mögen wir die gute Absicht des Verf., den Leser die prosaische Gegenwart wenigstens auf einige Stunden vergessen zu lassen, gern anerkennen, müssen dabei indes aufrichtig bedauern, daß er sich über die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes so vollständig selbst getäuscht hat. Denn eben diese „prosaische Gegenwart mit all

ihren materiellen Bestrebungen“ tritt uns in seinem Buche, das man auch „Nachtseiten der Gesellschaft“, aber ohne Genialität aufgefaßte, sehr hausbackene nennen könnte, überall um so mehr entgegen, als er jede Gelegenheit benützt, ja — sie oft gewaltsam herbeizieht, um gegen moralische Gebrechen unserer Zeit zu — declamiren, während die Haupthelden oder Heldinnen der Erzählung bei Weitem nicht plastisch vollendet, nicht eigenthümlich genug dastehen, um diesen Declamationen das Gegengewicht halten zu können, ganz abgesehen noch von den mancherlei Unwahrscheinlichkeiten, die dem aufmerksamen Leser nicht entgehen werden. Freilich wendet sich der Verf. zunächst mit einer rührenden *Captatio benevolentiae* zunächst an die „edeln zartfühlenden Damen“, denen er vielleicht jene Aufmerksamkeit nicht zutraut, weil er sie für zu sentimental, zu hysterisch gereizt hält, als daß sie nicht über die weibliche Heldin Jenny und ihren entsagenden Heroismus der Liebe etliche Thränen vergießen und darüber alles Andere vergessen oder doch übersehen sollten. Beiläufig bemerkt paßt indeß für „edle zartfühlende Damen“ die ziemlich nach Claren'scher Manier schmeckende Beschreibung von Arabella's Brautgemach, ihren dortigen Gefühlen und denen ihres Bräutigams, des Grafen Giovanni (unseres Wissens Giovanni) S. 210 f., 241 u. s. w. nicht sonderlich. — Man sieht es dem Buche an, wie es absichtlich gemacht ist, wie der Verf. mit ängstlicher Sorgfalt die Gelegenheit zu Einstreuung etwaiger Declamationen gegen Sklaverei und Thierquälerei, Geldstolz und Ahnenstolz, Ehrsucht und materielle Genüsse u. dergl. m. herbeigeführt hat. Und wenn auch der leitende Faden in der Geschichte der Hauptpersonen dem Leser in die Hand gegeben ist, so

erscheinen doch die einzelnen Scenen nur wie zufällig an einander gereiht, und die Motivirung derselben ist eine sehr lose, ihr Zusammenhang ein willkürlich gemachter, der vor jeder ernstern Frage nach dem Warum? zerfließt und in ein Nichts sich auflöst. Der Verf. — man merkt das — hat sich strapazirt, und das taugt nichts. Bei alledem wollen wir ihm ein gewisses Talent für äußere Schilderung und Verknüpfung nicht absprechen, wenn es eben auch bei der Keußerlichkeit bleibt, und der Mangel alles psychologischen Blickes die ganze Darstellung hohl, ja flach erscheinen läßt. Das allergewöhnlichste Lesepublikum mag sich daran erbauen, höheren Ansprüchen genügt das Buch selbst nicht einmal äußerlich: der Verf. versteht nicht einmal ein reines Deutsch zu schreiben. Wir wollen absehen davon, daß er z. B. Extremitäten für Extreme, lernen für lehren u. dergl. gebraucht, daß er süddeutsche Provinzialismen in Menge hören läßt, daß der Stil gedreht und doch nicht glatt, häufig sogar sehr schwülstig ist. Aber die fast durchweg vernachlässigten Regeln der Satzverbindung, also grammatische Fehler, die jeder gute Tertianer vermeidet, sind denn doch für einen Doctor unverzeihlich und erregen Widerwillen, zu dessen Beseitigung oder Niederkämpfung das Ganze nicht eben angethan ist. Wir würden das Buch für das Product eines talentbegabten Schülers erklären, der von Diesem und Jenem gehört und gelesen und nun im Drange eines unwiderstehlichen Autoritets eben Dieses und Jenes unverdaut und unvermittelt wieder zur Anschauung bringen will. Entweder bei Weitem Besseres, oder gar Nichts wieder auf diesem Gebiete, Herr Doctor!

81.

D r e s d e n .

Herr Stanislas David

aus Paris

hat, wie in Leipzig, so auch bei uns „*Récréations littéraires et dramatiques*“ veranstaltet und in sechs öffentlichen Abendunterhaltungen als französischer Vorleser sich producirt. Die Anforderungen, die an einen tüchtigen und vollendeten Vorleser zu stellen sind, haben einen

bedeutenden Umfang, und wir Deutschen, die wir in Tieck und v. Holtey so vortreffliche Vorbilder in der Reproduction literarischer Geisteswerke besitzen, werden in dieser Branche künstlerischer Thätigkeit, wenn es, wie in diesen Blättern, um ein ernstes und gewissenhaftes Urtheil, und nicht bloß um gefällige Lobhudelei oder sociale Besprechung eines modischen Unterhaltungs-Genres sich handelt, von jener namhaften Summe dieser Anforderungen um so weniger abgehen können, je ent-

schiedener dieselben aus dem Wesen der Sache selbst hervorgehen und je mehr die strenge und vollständige Erfüllung aller Anforderungen das „Vorlesen“ erst aus der Masse, um so zu sagen, alltäglicher Handwerksverrichtungen heraus- und zu einer eigentlichen Kunstschöpfung erhebt. Dies führt uns aber unmittelbar und zunächst zu dem Objecte des Vorlesens, indem letzteres, sobald es dabei um eine öffentliche Kunstschauung sich handelt, nicht nur die gewöhnliche Prosa ausschließt und in der Reproduction ausschließlich mit poetischen Schöpfungen sich zu befassen hat, sondern auch noch bei diesen unter den verschiedenen Arten derselben eine nöthige Auswahl zu treffen sein. Wie das dramatische Fach dem Vorleser durch die Forderungen auf strenge Sonderung und festgehaltene Durchführung der Charaktere, auf möglichst objective Vergegenwärtigung der Einzelheiten, auf rhetorische Vollendung in dem rein sprachlichen Theile der Aufgabe und auf eine nur durch einen gewissen Tact zu ermöglichende, angemessene Verschmelzung des dramatischen Elements mit dem rein declamatorischen jedenfalls die meisten Schwierigkeiten bietet und schon in den Ansprüchen auf die allgemeine Befähigung zum Vorlesen, namentlich was das Organ und die physischen Kräfte überhaupt, wie die geistige Befähigung anlangt, am nachsichtlosesten ist, ebenso ist es aber auch bei Erfüllung aller jener Forderungen das dankbarste und für die eigentliche Kunst-Vorlesung das würdigste Fach.

Die *récréations littéraires et dramatiques* des Hrn. Stanislas David im Zwinger-Salon waren nach der ersten Einladungs-Ankündigung vorzugsweise diesem Fache bestimmt und somit schon an sich und ohne Rücksicht auf den Grad der Vollendung in der Ausführung nicht ohne eigentliches Kunstinteresse; allein im Verlauf der Vorlesungen ist die ursprüngliche Intention in Folge des mehr zu einer leichteren, conversationellen Unterhaltung sich hinneigenden Interesses des kleinen, meist der Frauenwelt und den excludierten Theilen der Gesellschaft angehörenden Publikums mehr in den Hintergrund gedrängt und ein namhafter Theil der Zeit durch die Lectüre von kleineren lyrischen Productionen und mehr oder weniger bekannten, als bloße Journalartikel zu betrachtenden Anekdo-

ten ausgefüllt worden, — eine Lectüre, die bei ihrer gefälligen äußeren Form in Bezug auf Aussprache und Sprachton in der anspruchlosen Weise, wie sie gegeben und empfangen wurde zur angenehmen Zeitausfüllung, zur leichten, gesellschaftlichen Unterhaltung gar wohl ausreichte, irgend ein Kunstinteresse aber um so weniger beanspruchen kann, je mehr es eben nur der Stoff allein war, welcher diese Unterhaltung bot, und je leichter eine selbst gewählte Privatlectüre sie zu ersetzen vermag. Die dramatische Vorlesung hat ein paar klassische und romantische Tragödien gebracht, unter ihnen „*Lucretia*“ von Ponsard. In gewisser Beziehung passend und für bloße gefellige Unterhaltung ausreichend hat uns das von dem französischen Herrn Vorleser beobachtete Verfahren geschienen, indem derselbe nur die Hauptscenen des Drama's wörtlich gab und durch kurz andeutende Erzählung des übrigen Inhalts und namentlich der Fabel des Stückes unter einander wieder zu einem Ganzen verband, auf diese Weise aber durch Weglassung mancher unwichtiger Nebenscenen Zeit sparte und das Interesse der Hörer mehr zusammenhielt und auf die Hauptstellen und Charaktere des Ganzen hinleitete. Auf der anderen Seite ist jedoch freilich auch nicht zu verkennen, daß eine derartige Vorlesung selbst dem Vorhandensein aller sonstigen Erfordernisse immer nur annäherungsweise der Bezeichnung als wirkliches Kunstganzes zustrebt, nie aber durchaus erreicht, da jedes Drama, das doch als ein fest abgeschlossenes untrenn- und untheilbares poetisches Ganze anzusehen, durch eigenmächtige Aenderungen und subjective Surrogate des Vorlesers der Natur der Sache nach nothwendigerweise mehr oder weniger in seiner Einheit erschüttert und verletzt wird, was bei dramatischen Dichtungen von um so größerer Wichtigkeit ist, je mehr das für die theatralische Darstellung bestimmte Werk ohnehin durch ein bloßes, wenn noch so vollendetes Vorlesen beeinträchtigt wird. Nichtsdestoweniger leuchtete aus den vorgetragenen Fragmenten das Verständniß des Ganzen Seiten des Vorlesers deutlich hervor, der Vortrag war klar, beredt und nicht ohne inneres Leben, obschon auch bei Herrn David das der französischen Bühne im Ganzen noch immer eigenthümliche monotone Pathos,

durch das unglückselige Versmaaß der Alexandri-
ner unleidlich verstärkt, nicht selten zum Vorschein
kam und für Heldencharaktere, wie der des Ne-
gulus, das Organ nicht kernig und kräftig genug
erschien, während wir dem Vortrage einzelner
Frauencharaktere, wie z. B. dem der Lucretia, hin
und wieder mehr Weichheit gewünscht hätten.

R. S.

Königl. Hoftheater.

Montag, 13. April:

Faust. Trauerspiel von Goethe, in 6 Akten. (Neu
einstudirt.)

Eine Aufführung des Goethe'schen Faust hat sich
an unserm jetzigen deutschen Theaterhimmel zu einem
dramatischen Ereignisse gestalten können, wie wir vor
einiger Zeit an der gelegentlich der Oldenburger Auf-
führung erschienenen Mosen-Stahr'schen Broschüre be-
merken durften. Wir bescheiden uns, nicht noch einen
überfließenden Tropfen in die Faustliteratur zu schütten,
sondern wollen lediglich einige Bemerkungen über die
hervortretenden Partien der hiesigen Darstellung ein-
werfen. — Die Inszenesetzung, als deren Autor der
Theaterzettel Hrn. Regisseur Winger bezeichnete, ließ
so viel zu wünschen übrig, daß man nur beklagen kann,
wie eine Hoftheaterdirection, welche für Poffen, deren
einziger Werth in marktschreierischen Selbstkritiken be-
ruht — für Opern, deren Partitur kaum drei Mal
auf dem Directionspulte erscheint, um sodann einen un-
gestörten, langen Schlaf zu schlafen, Tausende veraus-
gabt, eine Darstellung des Faust in einer an das Ultra-
Mosquine streifenden Neuerlichkeit vorübergehen lassen
kann: wir wollen nur an die Decoration zur Spazier-
gangscene, an die popanzige Götzenfigur des Erdgeistes
erinnern, und glauben damit das Gesagte zur Genüge
belegt zu haben. — Zu unwillkürlich komischen Betrach-
tungen führte die Art und Weise, mit welcher Aengst-
lichkeit dem Gedichte Alles, was nur den leisesten Ge-
ruch einer Bezüglichkeit haben konnte, ausgeschnitten
worden war. Der Schneidkünstler hat dabei vergessen,
daß bei der fast sprichwörtlichen Bekanntheit jener ge-
strichenen Stellen ihr Wegfall viel auffälliger war, als
wenn sie stehen geblieben wären. Daß doch die Liebe-
dicnerei das Sprüchlein so oft vergißt: Gott schütze

mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich
fertig werden! — Daß man die Radziwill'sche Musik
zu dem Faust hören lassen wollte, war an sich ein dan-
kenswerthes Unternehmen, nur hätte es mit besserem
Verständnisse der Sache in's Werk gesetzt werden sol-
len. Bekanntlich hat Fürst Radziwill bedeutend mehr
noch componirt, als bei der jetzigen Vorstellung gegeben
wurde; wollte man also nicht die ganze Musik spielen
lassen, was gar nicht zu mißbilligen ist, so hätte man
wenigstens sorgfältiger wählen, und das Melodramati-
sche nicht fast ausschließlich der ersten Hälfte des Stük-
kes zufließen lassen sollen. Unter allen Umständen aber
hätte Das, was gegeben ward, bei Weitem sorgfältiger
einstudirt werden müssen, als geschehen war. Die Mu-
sik hätte viel discreter, graziöser begleiten sollen; im
ersten Akte verschlang sie an einzelnen Stellen die reci-
tirende Stimme ganz, an anderen ward zu früh oder
zu spät eingesetzt. Will man bei einer solchen melodra-
matischen Darstellung nicht den sorgfältigsten Fleiß auf
das Einstudiren verwenden, oder aber entbehrt man der
dazu unerläßlichen Kenntnisse, so halte man sich lieber
an das: Ne sutor supra crepidam.

Von den Darstellern der Hauptrollen gebührt jeden-
falls dem Fräul. Bayer als Gretchen der Kranz, und
nicht allein in relativer Beziehung zum Faust und Me-
phisto, sondern vom absoluten Standpunkte der Kunst
betrachtet. Sehr richtig hatte Fräul. B. gefühlt, daß
der Grundton keineswegs ein sentimentaler sein dürfe,
und wir haben sie deshalb diese gerade ihr drohende
Klippe glücklich vermeiden sehen. Der Glanzpunkt ih-
rer Darstellung war die Wahnsinnszene, nächst dieser
das so anerkannt schwierige erste Auftreten; sie wußte
das: „Kann ungeleitet nach Hause gehn“ glücklich vor
einer hervortretenden Färbung des Schnippischen zu be-
wahren. Auch die Gartenscene deckte ganz die reizende
Dichtung, namentlich wurde die Steigerung des Affects
in den einzelnen Abschnitten sehr schön durchgeführt.
Nur in der Scene: Es ist so schwül, so dumpfig hie
u. s. w. fanden wir die Darstellung zu lebendig; wir
vermißten das Sinnige in den Schlusstropfen des Lie-
des vom König von Thule, und der vorangehende Vers:
Bin ich ein thöricht furchtsam Weib! hatte den Klang
einer gesuchten Naivität. Ebenso hätten wir in dem
Gebet zur Mater dolorosa den in der Dichtung genug-
sam angedeuteten Wechsel im Ton und Rythmus etwas
mehr hervorgehoben zu sehen gewünscht. Diese kleinen
Ausstellungen mögen aber der Künstlerin nur ein Be-
weis für die Aufmerksamkeit sein, mit welcher wir die
feinsten Nuancen ihrer Rollenauffassung verfolgt haben,
deren Totalität uns in jeder Beziehung vollkommener
befriedigt hat, als die früheren Darstellungen dieser
Partie auf unserer Hofbühne durch Mad. Rettich und
Fräul. Berg. Im Allgemeinen glauben wir Fräul. B.
hinsichtlich ihrer Darstellung des Gretchens sagen zu
müssen, daß im Faust der Darsteller nicht zu dramati-

siren suchen muß, was dem Gedichte an dramatischer Form fehlt. — Hr. Winger hat den Faust gespielt, wohl eben nur, weil Niemand anders da war, der ihn hätte spielen können oder wollen. Die erste Hälfte der Rolle ist nicht leicht zu ergreifen, und so hat sie denn auch Hr. Winger nicht vergriffen; nur sollte er den ermatteten Lebensüberdruß noch markirter hervortreten lassen; er entwickelte in den ersten Scenen noch zu viel Ton und Geberde. Aber — der Trank in der Hexenküche hatte ihm auch gar nichts geholfen; er war der Doctor Faust geblieben trotz des Junkerkleides. Leider kam dadurch einer der hauptsächlichsten Hebel der zweiten Hälfte, die himmelfürmende, höllenentflammte Leidenschaftlichkeit des dem Genuße nachrasenden Jünglings, die Don-Juan-Seite des Faustcharakters gänzlich in Wegfall; auch die so bedeutungsvollen Contraste mit der Repräsentation des Reinsittlichen im Gretchen gelangten deshalb nicht zur Anschauung; denn es blieb Alles trockene Prosa, die den Delgeruch der Studirlampe, den Staub des alten Laboratoriums nicht hatte von sich werfen können. Wir müssen aber auch bezweifeln, daß Hr. W. zu einer dämonischen Inspiration, wie sie die zweite Hälfte des Faust verlangt, überhaupt künstlerisch befähigt ist, und ihn daher bedauern, daß er seine Persönlichkeit als Lückenbüßer für eine wegen der Willensautokratie eines Andern nicht zu besetzende Rolle hergegeben hat. — Den Mephisto spielte Hr. Eduard Devrient. Eines der richtigsten Urtheile über die unendliche Schwierigkeit dieser Rolle spricht gewiß Röttscher in seiner Biographie Seydelmann's S. 209 aus: „Es wird in jeder Verkörperung des Mephistopheles ein unauslöschbarer Bruch übrig bleiben, weil entweder die Ver sinnlichung zu sinnlich derb, oder zu abstract, zu wenig sinnlich diabolisch ist, und zu sehr also den vom Dichter so reich individualisirten Teufel zum Ausdruck eines Princips verflüchtigt.“ Hr. E. Devr. Darstellung ist diesem letzteren Fehler anheimgefallen, indem sie sichtlich die fast berühmte Seydelmann'sche Grobheit des Teufels vermeiden sollte. Hr. D.'s Mephisto war ein wohl durchdachtes, in sich selbst abgeschlossenes und consequentes Ganze, aber ihm fehlte — die poetisch verlebendigende, concret darstellende Auffassung; Hr. D. trug nur das teuflische Princip

in arg pathetischem Tone vor, er war kein lebendiger Teufel, mit Ausnahme seiner Stellungen und Gesten, die ein tiefes Studium und von dieser Seite glückliches Bösen der schwierigen Aufgabe zeigten. Das gemein sinnliche Princip, zu welchem Mephisto Faust durch Gretchen herabziehen will, die Alles negirende Ironie ließ sich durchaus vermissen; sie muß aber grelle Streiflichter auf einzelne Partien der Darstellung werfen, wenn diese nicht in eine trockene und nüchterne Abstraction aufgehen soll. Wenn sonach Hr. D. das diametralisch Entgegengesetzte von dem Seydelmann'schen Mephisto gab, so war er dabei, eben weil er ein auf gewissen Principien beruhendes, künstlerisches Ganze hervorgerufen hat, zwar in seinem Rechte, aber wir müssen ihm vom Standpunkte der dramatischen Darstellung bestreiten, daß er das Rechte getroffen habe. Sehr gelungen ausgeführt war der Vortrag des Flohliedes; dagegen blieb die köstliche Ironie der Scene mit dem Schüler vollständige Asche. Daß der in den ersten Scenen angenommene höhere Ton nicht durchzuführen war, hätte sich Hr. D. wohl im Voraus sagen können, weshalb die Probe bei der Aufführung besser unterblieben wäre. Ueber die Darstellung der Nebenrollen wollen wir nicht näher eingehen.

E. D.

Repertoire.

April 13. Faust. Dramatisches Gedicht von Goethe, in 6 Akten. Neu einstudirt. (S. oben.) — 14. Der Jude. — Die Mäntel, oder: Der Schneider aus Lissabon. — 15. Faust. — 16. Lucrezia Borgia. Oper. Sennaro — Hr. Damcke, vom k. k. ständischen Theater zu Prag, als Gast. — 17. Das Portrait der Mutter, oder: Die Privatkomödie. — 18. Jessonda. Oper. Nadori — Hr. Damcke, vom k. k. ständischen Theater zu Prag, als Gast.

Feuilleton.

Englische Staatsfinanzen. In tiefem Frieden erforderte der Staatshaushalt für 1816 die Summe von 86 Millionen Pfund Sterling, das Pfund kurz-

weg zu sieben Thaler. Davon wurde kein Penny auf Abzahlung der Nationalschuld verwendet. Bis 1824 waren die Ausgaben auf jährlich 67 Millionen vermin-

bert worden und 1844 betrug sie noch 55 Millionen. — 1816 beliefen sich die Jahreszinsen der Nationalschuld auf 33 und eine halbe Million; 1845 auf 26 Millionen und 4 Millionen Annuitäten, die sich mit jedem Jahre verringern. — Von 1815 bis 1841 sind an jährlichen Steuern 24 Millionen und seitdem anderweite 6 Millionen in Wegfall gekommen. Bei alledem hat England sich nicht auf der Nase herumtrollen lassen. 1816 zählte es in Indien 80, jetzt 100 Millionen Unterthanen. Canada empörte sich und wurde bezwungen. Die syrische Frage entschied die englische Flotte. China wollte nicht, wie England wollte, und mußte. Gegen Amerika steht England gerüstet, und die Sikhs werden das Pulver und Blei bezahlen, womit England sie, die Angreifer, zusammen geschossen. Wer auf dem Montblanc war, kann den Borsberg nicht hoch finden.

Kein Mangel. Auf ein neuliches „Heirathsgesuch“ im Dresdener Anzeiger versichert der Suchende binnen drei Tagen zehn Zuschriften von Chemannern erhalten zu haben, sämmtlich sich bereit erklärend, gegen Tragung der halben Scheidungskosten ihm ihre Frauen abzutreten.

Unterschied. Ein deutsches Blatt meldet von einem deutschen Concerte: „Instrumentalisch war es sehr stark, musikalisch sehr schwach.“

Ein Häkchen. „Mit welchem Rechte hast Du Dich gestern als krank entschuldigen lassen?“ hauchte ein despotischer Tertius einen unerschrockenen Tertianer an. — „Mit einem constitutionellen,“ war die Antwort.

Rechnungs-Exempel. Jemand beklagte sich über die häufigen Besuche seiner auswärtigen Verwandten. „Da habe ich insbesondere eine alte Tante,“ sagte er, „die besucht uns“ — ihn und seine Frau — „jährlich regelmäßig zwei Mal und bleibt jedesmal sechs Monate.“

Das Bravorufen, wurde in Gegenwart der berühmten Siddons behauptet, habe für den jungen, befangenen Schauspieler das Gute, daß es seinen Muth hebe. „Allerdings,“ bemerkte die Siddons, „aber das Bessere daran ist, daß es ihn zu Athem kommen läßt.“

4.

Fräulein Jenny Lind, die Berlin in der verflorbenen Wintersaison mit ihrem herrlichen Gesang ent-

zückte, hat für dreißig Rollen, den Ertrag einer Benefizvorstellung mitgerechnet, ein Honorar von 10,666 Thalern erhalten. Obgleich die Generalintendantur sie für die Saison des nächsten Winters zu engagiren eifrigst bemüht war, so soll dennoch Fräulein Lind dieses Anerbieten ausgeschlagen und erklärt haben, daß sie sich nicht für die Zukunft über ein Gastspiel auf einer Bühne aussprechen könne.

Die Berliner Medaillenmünze von G. Coos hat abermals einen Beweis ihrer Tüchtigkeit durch eine Denkmünze gegeben, welche auf den verstorbenen großherzoglich mecklenburgischen Oberappellationsrath Freiherrn v. Nettelblatt in Rostock geprägt worden ist. Die Hauptseite zeigt das nach einer Lithographie gearbeitete Bildniß des vorerwähnten Verstorbenen, enface mit der Umschrift: Christ. Carl Fr. Wilh. Freih. von Nettelblatt. Geb. d. XV. Febr. 1779. Gest. d. IX. Jul. 1843. Auf der Rückseite befindet sich eine Umschrift in einem von 12 Sternen umgebenen Kranze. Schnitt und Gepräge sind von vorzüglicher Reinheit und Schärfe.

Als man einst in Gegenwart Ludwig's XV. von Frankreich die Thaten Friedrich's II. bewunderte, sagte der König: „Ja, ja, der König von Preußen versteht sich auf Schlachten — aber Pastetchen kann er doch nicht backen wie ich!“

Im Dome zu Magdeburg wird noch ein kostbarer Reliquienschatz aufbewahrt, als: der Stab, womit Moses das rothe Meer theilte; eine Presse von der Hühnertreppe, auf der der Hahn gefressen, als Petrus seinen Herrn und Meister verleugnete; das Waschbecken des Pilatus, die Diebstaterne des Judas, Palmen vom Einzug in Jerusalem und andere Wunderdinge mehr; — nur wollen die guten Magdeburger nicht mehr daran glauben.

Zu Tangermünde liest man auf einem Grabstein folgende Inschrift: Der hochgeborne G. F. von Köhl, Fahnenjunker, ward zur geistlichen Ritterschaft angeführt, aber der König aller Könige nahm im Jahre 1778 eine Revue vor; er exercirte nicht 3 Monate, sondern schon in 3 Tagen macht er seine Exercitia der Buße, des Glaubens und der Hoffnung u. s. w.

Paris zählt 25,150 Schuhmacher, 20,800 Schneider, 36,260 Dienstmädchen und gegen 7000 Weinhändler.

25.

Druck von Carl Kammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.